MASTER
NEGATIVE
NO. 92-81114-8

MICROFILMED 1993

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES/NEW YORK

as part of the
"Foundations of Western Civilization Preservation Project"

Funded by the
NATIONAL ENDOWMENT FOR THE HUMANITIES

Reproductions may not be made without permission from
Columbia University Library

COPYRIGHT STATEMENT

The copyright law of the United States - Title 17, United States Code - concerns the making of photocopies or other reproductions of copyrighted material.

Under certain conditions specified in the law, libraries and archives are authorized to furnish a photocopy or other reproduction. One of these specified conditions is that the photocopy or other reproduction is not to be "used for any purpose other than private study, scholarship, or research." If a user makes a request for, or later uses, a photocopy or reproduction for purposes in excess of "fair use," that user may be liable for copyright infringement.

This institution reserves the right to refuse to accept a copy order if, in its judgement, fulfillment of the order would involve violation of the copyright law.

AUTHOR:

BASSENGE, EDMUND

TITLE:

NATIONALE GEDANKE IN DER DEUTSCHEN ...

PLACE:

LEIPZIG

DATE:

1921

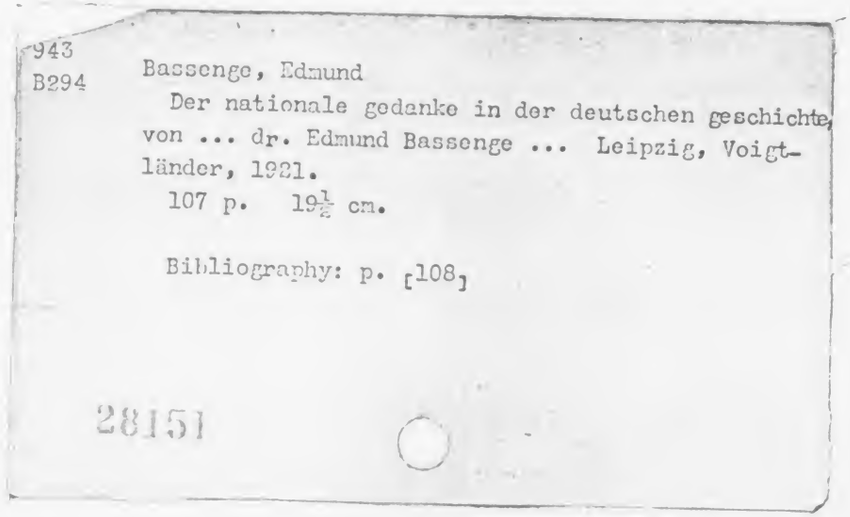
Master Negative #

92-81114-8

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record



943
B294 Bassenge, Edmund
Der nationale gedanke in der deutschen geschichte, von ... dr. Edmund Bassenge ... Leipzig, Voigtländer, 1921.
107 p. 19½ cm.

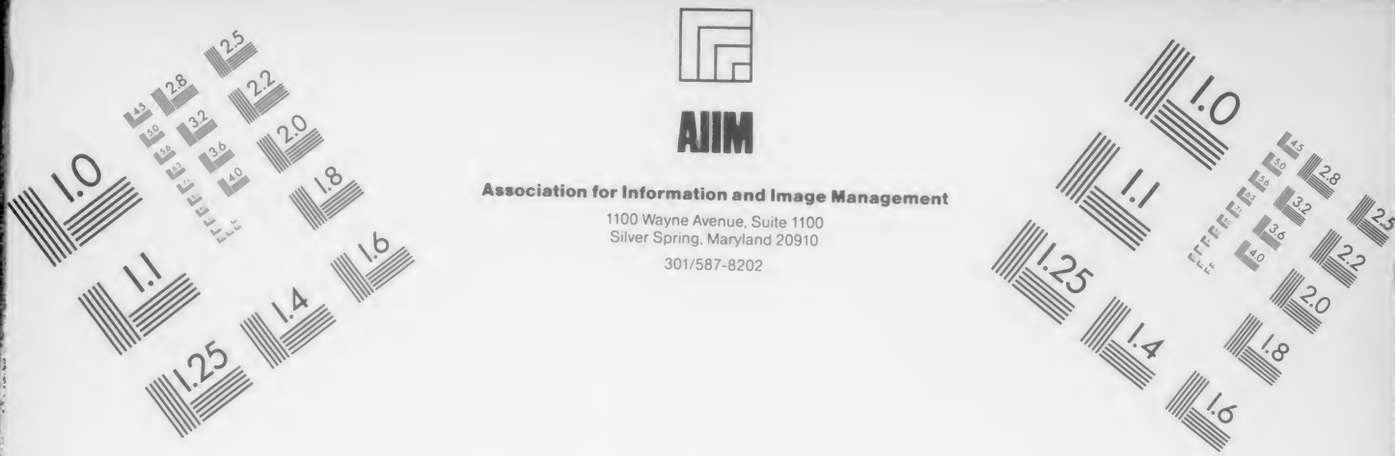
Bibliography: p. [108]

28151

Restrictions on Use:

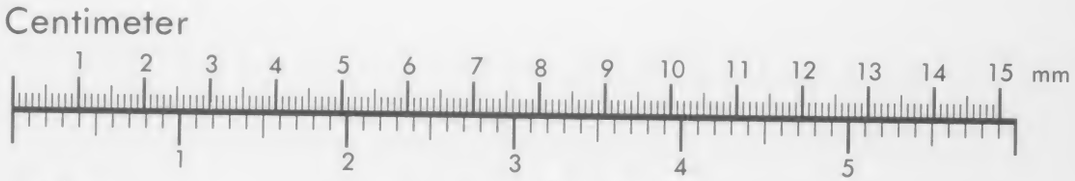
TECHNICAL MICROFORM DATA

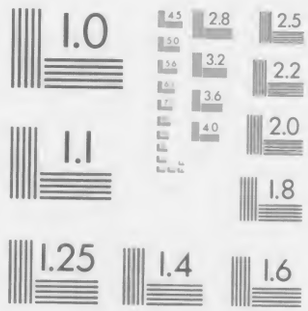
FILM SIZE: 35mm REDUCTION RATIO: 11X
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 2/25/93 INITIALS MDC
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT

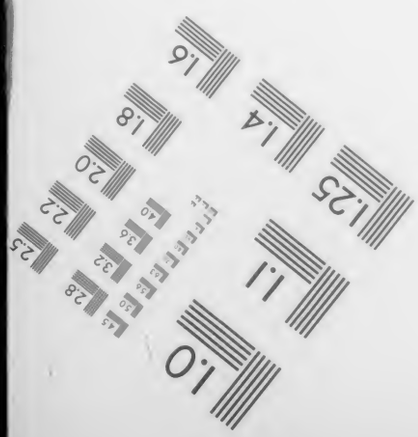


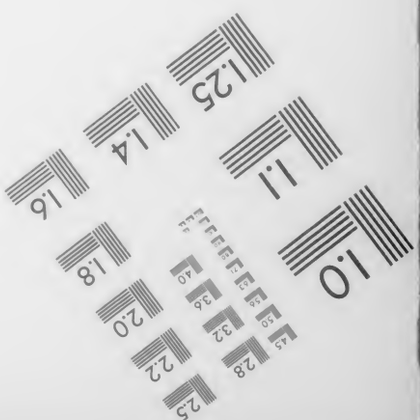
AIIM

Association for Information and Image Management
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202









MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

943 B294

Columbia University
in the City of New York

LIBRARY

OTTO HARRASSOWITZ
LIBRARY AGENT
LEIPZIG

30. -

Der nationale Gedanke in der deutschen Geschichte

Der nationale Gedanke in der deutschen Geschichte

Von

Oberstudienrat Dr. Edmund Bassenge
Konrektor am Gymnasium zum Heiligen Kreuz
in Dresden

Das Beste, was man tun kann, ist, in unserem eigenen Leben den alten deutschen Fleiß, der für weite Kreise zum Spott geworden ist, in Ehren zu halten und — nicht zu verzweifeln. Denn trotz alledem bleibt mein gutes Zutrauen zu dem Kerne der Nation unerschütterlich.

Aus einem Briefe Heinrich von Treitschkes 1876.

J 222

R. Voigtländers Verlag in Leipzig 1921

22-14432

Alle Rechte vorbehalten.

943
B 294

Altenburg
Piererſche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

Mar 4 1922 AC

Das vorliegende Büchlein iſt aus zehn Vorträgen entſtanden, die ich im Januar, Februar und März 1920 in der Bismarck-Hochſchule zu Dresden frei gehalten habe und deren Inhalt ſich mir aus meinem fünfundzwanzigjährigen Geſchichtsunterricht an verſchiedenen Gymnaſien ergeben hatte. Es kam mir dabei hauptſächlich darauf an zu zeigen, wie unſer völkiſches Geſchick vor allem von der Stärke oder Schwäche des nationalen Gedankens entſcheidend beeinflußt worden iſt, und die Einſicht zu fördern, daß von der Kraft dieſes Gedankens Deutſchlands Zukunft maßgebend beſtimmt wird.

Den Ton des Vortrags habe ich bei der Niederſchrift dem Bedürfnis des Leſers anzunähern geſucht.

Für freundliche Unterſtützung bei der Durchſicht ſage ich meinem verehrten Amtsgenoſſen Herrn Studienrat Dr. Alfred Hönger herzlichen Dank. Ebenſo danke ich dem Herrn Verleger für ſein bei der Drucklegung bewieſenes freundliches Entgegenkommen.

Dresden.

Edmund Baſſenge.

Im Schlußwort seiner im Herbst 1919 veröffentlichten „Erinnerungen" sagt der Großadmiral von Tirpitz S. 387: „Eine Tragödie ohnegleichen hat das deutsche Volk in seinem raschen Aufstieg und seinem noch rascheren Absinken durch zeitweilige Kleinheit seiner Politik und durch Mangel an Nationalsinn erlebt." Setzen wir diesem Urteil über die jüngste Vergangenheit eine Stelle aus der „Geschichte des deutschen Nationalbewußtseins" von Franz Guntram Schultheiß zur Seite, nämlich die Sätze über unsre germanischen Vorfahren im 6. Jahrhundert n. Chr.: „Der Verlauf des Krieges gegen die Goten in Italien zeigte, daß die bloße Tapferkeit der Germanen nicht genügte, um ein Reich auch aufrecht zu erhalten und den völligen Mangel der eigentlich staatsbildenden Eigenschaften zu ersetzen. Die Klugheit und Willenskraft großer Helden und Könige errang nur solche Erfolge, die mit ihrem Tode durch die politische Unfähigkeit der Nachfolger und den Mangel nationalen Stolzes aufhörten", so erkennen wir, daß unsrer Volksart in ältester wie jüngster Zeit dieselben Schwächen anhaften: was dem Deutschen fehlt, ist nationaler Sinn und politische Zähigkeit.

Die geschichtliche Bedeutung eines Volkes beruht auf der Kraft seines Volkstums, deren triebkräftigste Wurzel der nationale Gedanke ist. Drei Stufen unterscheiden sich in der Bildung des nationalen Wesens eines Volkes: zunächst regt sich in diesem nur ein unbestimmtes Empfinden seiner völkischen Eigenart, d. h. es erwacht das Nationalgefühl; später wird diese Eigenart bewußtermaßen erfaßt und mit wachsender Liebe gepflegt, d. h. das Volk hat Nationalbewußtsein erlangt; auf der höchsten Stufe empfindet es der einzelne als Ehre, seinem Volke anzugehören, stellt seine Kraft freudig in dessen Dienst und wahrt eifersüchtig dessen Würde, wenn es sein muß, mit Einsetzung seines Lebens, d. h. jeder Volksgenosse ist von Nationalstolz erfüllt. Nur die letzte Stufe macht ein Volk fähig, mit politischem Sinn in das geschichtliche Leben der Völker erfolgreich handelnd einzugreifen. Sein eigenes Schicksal hängt in erster Linie davon ab, bis zu welcher Stufe in ihm der nationale Gedanke entwickelt ist. Völker, die darin am weitesten fortgeschritten sind, brauchen am wenigsten zu fürchten, daß ihr Los von übermächtigen Fremdgewalten bestimmt werde, sondern haben am meisten Anspruch darauf, an der Bestimmung der Weltgeschicke durch die Kraft ihres Volkstums

und die Geltung ihres Staates entscheidend mitzuwirken. Es ist zwar der Gedanke vertreten worden, der Nationalismus habe sich überlebt und sei bestimmt, einem universalistischen Zeitalter Platz zu machen; wer aber mit offenen Augen in die Welt der Gegenwart schaut, wird leicht erkennen, daß das eine willkürliche Annahme ist, der die Tatsachen grausam widersprechen. Sehr bezeichnend ist es aber, daß diese Meinung von deutscher Seite stammt: wir haben darin einen neuen Beweis für die Schwäche des nationalen Gedankens in unserm Volke. Da es aber dessen Stärke ist, von der das Glück eines Volkes vor allem abhängt, so dürfte es der Mühe lohnen, einen Gang durch die Geschichte des deutschen Volkes zu machen, um zu sehen, wie die Geschicke unsres Volkes mit den Wandlungen des nationalen Gedankens zusammenhingen, und so die große Lehrmeisterin Geschichte als Erzieherin zu dem anzurufen, woran es uns Deutschen heute noch empfindlich gebricht: zum nationalen Denken.

58 v. Chr.—919 n. Chr.

Schon die Römerzeit zeigt die charakteristisch deutsche Schwäche in dem Mangel an Zusammenhalt. Ariovist, der erste politische Charakter in der deutschen Geschichte und ein wirklicher Staatsmann von zweifellos bedeutenden Eigenschaften, der im besten Zuge war, ein germanisches Reich zu gründen, dessen Gewalt sich über das ganze nichtrömische Gallien erstrecken sollte, scheiterte in seinem Streben trotz kluger Maßnahmen und überlegener Truppenzahl an Cäsars genialer Kriegskunst in dem entscheidenden Kampfe bei Mülhausen im Elsaß 58 v. Chr., weil ihm der Rückhalt fehlte, den ihm die Stämme jenseits des Rheins in diesem Ringen um die Zukunft Galliens hätten bieten müssen. Die Bedeutung des Kampfes wurde hier offenbar nicht erkannt. Welche Folgen hätte es für die deutsche Geschichte gehabt, wenn Gallien germanisch geworden wäre! Immerhin war die Festsetzung der Rheingrenze ein wesentlicher Gewinn, denn ohne sie wäre die noch ganz unfeste germanische Nationalität unzweifelhaft der völligen Zersetzung verfallen; nun aber sahen sich die bisher noch immer zum schweifenden Umherziehen geneigten germanischen Völker zur Seßhaftigkeit gezwungen; diese aber wurde die Grundlage zum Ausbau einer eigenen Kultur und führte die Germanen der Erkenntnis ihres eigentümlichen Wesens im Gegensatze zu Kelten und Römern näher.

Noch deutlicher läßt die Geschichte Armins die Grundschwäche der Deutschen, den Mangel nationalen und politischen Sinnes, erkennen. Denn was die verschiedenen Stämme unter seinen Befehl zusammenführte und ihm die Abwehr des Fremdjochs durch seinen berühmten

Sieg im Teutoburger Walde ermöglichte, war keineswegs eine irgendwie bewußte nationale Einheitspolitik, sondern lediglich die Auflehnung des germanischen Freiheitsdranges gegen den verhaßten römischen Zwang, mit dem Varus irrigerweise die Germanen gleich den Syrern unter die Herrschaft Roms beugen zu können geglaubt hatte. Unmittelbar nach errungenem Siege trat das Auseinanderstreben der einzelnen Stämme und Völkerschaften wieder deutlich zutage, und kurze Zeit nachher schrieb Tiberius an seinen Neffen Germanicus jenen von Tacitus (Annalen II 26) berichteten Brief, durch den er ihn vom Schauplatz seiner Kriegstaten abrief, weil man die Germanen ihren inneren Zwistigkeiten überlassen könne. Größere Erfolge gegen die Römer zu erringen oder gar eine weiter reichende Herrscherstellung daheim zu gewinnen, hinderten Armin das partikularistische Fürstentum und der trotzige Adel, und bekannt genug ist, daß dieser große Freiheitsheld der Deutschen durch den Meuchelmord der Seinen sein Ende fand. Und weit entfernt, daß dieses Verbrechen die Deutschen zu größerer Einigkeit aufgerufen hätte, sachte sein Tod vielmehr die Parteikämpfe nur noch heftiger an. Was ihn über seine Zeitgenossen bedeutend erhebt und auch ihm eine staatsmännische Würdigung sichert, ist dies: er erkannte die Notwendigkeit der Einigkeit der Deutschen und vor allem die der politischen Arbeit an ihnen. Die dauernde Einigung der deutschen Stämme konnte ihm nicht gelingen, dazu waren seine Volksgenossen, politische Kinder, noch nicht reif. Aber sein Werk bestand: Deutschland rechts vom Rheine war frei.

Die Periode der Völkerwanderung, die ja im Grunde schon mehr als hundert Jahre vor Christi Geburt beginnt und erst nach der Mitte des 6. nachchristlichen Jahrhunderts abschließt, läßt, wie das bei dieser Länge der Zeit und der gewaltigen räumlichen Ausdehnung nicht anders zu erwarten ist, jeden einheitlichen Plan vermissen, um so deutlicher aber eine beträchtliche Anzahl von Gründen für die Schwäche des germanischen Nationalgefühls ins Licht treten. Ein oft nicht genug gewürdigter Umstand ist die Berg- und Waldnatur des alten Germaniens, deren trennenden Einfluß man nicht leicht überschätzen wird; die dadurch bedingte Abschließung und Verkehrsarmut hinderte die Ausbildung eines völkischen Gemeingefühls und politischer Gesamtinteressen in hohem Grade. Der von vielen kraftvollen germanischen Männern gern gesuchte Dienst im römischen Heere wirkte ebenso entfremdend auf zahlreiche einzelne wie die Ansiedlung ganzer Stämme auf römischem Reichsboden auf größere Teile des Germanenvolkes, und noch weit schlimmere Folgen mußte für das nationale Empfinden haben die immer erneute, überaus traurige, bei keinem andern Volke so wiederzufindende Tatsache, daß Germanen im Dienste der Römer gegen ihre

eignen Blutsgenossen die Waffen führten und einander im brudermörderischen Kampfe töteten, die Kraft, die die Welt zu beherrschen imstande gewesen wäre, in wahnsinnigem Selbstmord vernichtend. Es konnte ferner nicht ausbleiben, daß die ganze Geschlechterfolgen durchdauernden, weiteste Länder durchmessenden Wanderungen der meisten germanischen Stämme das Heimatgefühl, eine der stärksten Stützen nationalen Empfindens, bis zur völligen Erstickung auflösten. Dem großartigen Versuche des mächtigen Gotenkönigs Theodorich, die in den Mittelmeerländern gegründeten Germanenreiche zu einem gewaltigen Staatenbunde zu vereinigen, konnte kein Gelingen beschieden sein, weil die wirklichen Verhältnisse solchem Streben viel zu wenig entsprachen. Und was die Germanen in diesen Ländern anzog, die reichere und mildere Natur und die entwickeltere, überlegene Kultur des Südens und Westens, mußte in verhältnismäßig kurzer Zeit entwurzelnd auf diese Kinder einer rauheren Heimat wirken, daß ihnen mit dem deutschen Boden und der deutschen Luft auch deutsches Fühlen und Denken verlorenging. Die in Deutschland seßhaft gebliebenen aber sahen sich von einer aus dem Süden stammenden sprachlichen Bewegung, der sogenannten Lautverschiebung ergriffen, die zwar in Oberdeutschland starke Wandlungen hervorrief, das flachere Gelände aber nicht gleicherweise zu beeinflussen vermochte und so wesentlich dazu beitrug, die Unterschiede zwischen Nord und Süd zu vermehren und zu vertiefen. In derselben Richtung wirkte endlich auch das Christentum bei seinem Eindringen in Germanien, und die Klüfte, die durch den Gegensatz zwischen Wodan und Jesus in den deutschen Gemütern aufgerissen wurden, konnten unmöglich dazu beitragen, die Herausbildung eines einheitlichen Nationalgefühls zu fördern.

Von den in der Zeit der Völkerwanderung entstandenen Germanenreichen des Festlands hatte einzig das der Franken Bestand. Sein Gründer Chlodowech erweiterte seine Herrschaft, freilich nicht mit den saubersten Mitteln, vom Stammesstaate zur nationalen Gesamtmonarchie, womit der Boden für eine deutsche Gesamtgeschichte geschaffen war. Aber schon sein Enkel Theudebert I. strebte den Nationalstaat zum Weltreich zu erweitern, trieb also jene imperialistische Politik, die einem Volke nur dann nicht zum Verhängnis wird, wenn sie auf der Grundlage bewußter, streng nationaler Interessen ruht und die Kraft des Volkes in deren Dienst machtvoll zusammenfaßt. Der fränkische Reichsbau war ein Gemisch von germanischen und romanischen Werkstücken, bewies aber in den vielen starken Stürmen, die er zu bestehen hatte, eine erstaunliche Festigkeit; diese gab ihm weniger die Tüchtigkeit seiner Organisation als das kräftige Staatsbewußtsein seiner Bevölkerung und deren Stolz auf ihre kriegerische Überlegenheit [1]); der Germane bezeichnete in diesem Gefühle den Romanen nicht ohne beabsichtigte Herabsetzung als Welschen. Allein die aus der privatrechtlichen Anschauung vom Staatsgebiet hervorgegangenen häufigen Reichsteilungen und der immer heftiger werdende Kampf des eigenwilligen Adels gegen das Königtum, dessen Vertreter an Kraft und Würde mehr und mehr einbüßten, schwächten die Stärke des Staates nach außen, und das von Chlothar II. 614 erlassene Staatsgrundgesetz gewährte, ähnlich der sechshundert Jahre später in England gegebenen Magna charta libertatum, den geistlichen und weltlichen Großen beträchtliche Vorrechte und sicherte ihre Stellung gegenüber der Krone; indem es verfügte, daß nur Grundbesitzer eines Gaues zu Grafen ernannt werden dürften, schuf es bereits den Boden für die später der Königsmacht so verderblich gewordene Erblichkeit dieses Amtes. In dem Kampfe zwischen Adel und Krone trug nach Dagoberts letzter Reichseinigung († 639) der Adel den endgültigen Sieg davon, und es bildeten sich an Stelle des großen Gesamtreichs Staaten von national-partikularistischem Charakter.

In diesem Frankenreiche hat gegen Ende der Merowingerzeit der Angelsachse Wynfried (Bonifatius) den vollen Sieg des Christentums herbeigeführt. Auf der von den iro-schottischen Mönchen gelegten Grundlage hätte sich die fränkische Reichskirche zur deutschen Volkskirche entwickeln können; Bonifatius hat sie zur römischen Papstkirche umgewandelt und dadurch die Herrschaft des nationalen Gedankens von dem kirchlichen Gebiete von vornherein ausgeschlossen — eine Fügung, die dem deutschen Volke zum schwersten Verhängnis werden sollte.

Karl der Große hat dem Frankenreiche eine gewaltige Vergrößerung gegeben, indem er ihm den letzten großen festländischen Germanenstamm einfügte, die Sachsen. Die nationale Verwandtschaft der Franken und der Sachsen wurde weder bei diesen noch bei jenen gefühlt, und der Glaubensunterschied trug wesentlich dazu bei, den Volksgenossen des großen Karl die dreißig Jahre lang bekämpften Sachsen noch fremder erscheinen zu lassen. Als der Krieg zu Ende war, nannte sich Karl mit bewußter Betonung der Stammesverschiedenheit König der Franken und Sachsen. Auch diese selbst bildeten keine politische Einheit, sondern eine Mehrheit von Staaten, von denen jeder für sich handelte. Diese Zersplitterung war es auch, die den zahlreichen, kraftvollen und für seine Freiheit begeisterten Stamm auf die Dauer widerstandsunfähig machte. Aber der Verlust seiner Unabhängigkeit war

[1]) Vgl. den Eingang zur Lex Salica und Otfrieds Evangelienbuch I, V. 59ff.

ein Gewinn für das deutsche Volkstum: die Sachsenkriege haben den Grundstein zum Deutschen Reiche gelegt.

Das Kaisertum aber, das Karl der Große mit der Krönungsfeier in der Peterskirche zu Rom am Weihnachtsfeste des Jahres 800 n. Chr. errichtete, war die Erneuerung des alten römischen Reiches und sollte nach dem Willen des Stifters zugleich den Gottesstaat begründen — zwei Ideen, von denen die eine so undeutsch war wie die andere. Das Reich stellte eine Verbindung von Staat und Kirche, von Germanen und Römern dar: es war alles andere als national; so kann es nicht wundernehmen, wenn diese Zwitterschöpfung wesentlich schuld trug am Verfalle des deutschen Königtums und am Rückgang des erst in der Bildung begriffenen nationalen Geistes im deutschen Volke, dessen Denken durch diese unnatürliche Verquickung verschiedenartigster Elemente in ganz fremde Bahnen gelenkt werden mußte. Der bald beginnende Zerfall des karlingischen Einheitsreiches kann nicht ohne Zusammenhang damit gedacht werden; wenn die Geistlichkeit sich kräftig bemüht zeigte, daran festzuhalten, so wurde sie dazu keineswegs aus nationalen, sondern lediglich aus kirchlichen Interessen bestimmt, denn diese fanden gegenüber der stetig wachsenden Macht der weltlichen Großen bei einem starken, straff zentralistischen Königsregiment den besten Schutz und die kräftigste Förderung. Aus dieser Einseitigkeit ihrer Interessen erklärt es sich auch, daß sie trotz ihres entschiedenen Eintretens für die Macht der Krone die Absonderung der einzelnen Stämme und das bedrohliche Anwachsen des Partikularismus nicht zu hindern vermochte.

Das ostfränkische oder deutsche Reich, von dem wir seit dem Teilungsvertrage von Dirten (Verdun) reden dürfen und das die politische Einheit der deutschen Stämme des karlingischen Reiches darstellte, ging aus der naturnotwendigen inneren Zersetzung dieses internationalen Gebildes hervor, aber nicht aus dem Gefühle nationaler Zusammengehörigkeit jener unter sich enger verwandten Stämme. Das hat sich aus der Neugestaltung des Jahres 843 nur langsam und nicht ohne beträchtliche Kämpfe mit schwer überwindbaren Widerständen ergeben. Es ist darum nur mit einem gewissen Vorbehalt erlaubt, den Vertrag von Dirten als die Geburtsstunde Deutschlands zu bezeichnen. Ein fester Begriff hat sich für die politische Einheit der unter Ludwig dem Deutschen zusammengefaßten Gebiete im Bewußtsein der Zeit noch nicht gebildet; dem stand vor allem die schnell steigende herzogliche Gewalt entgegen, die im ostfränkischen Reiche mit ziemlicher Leichtigkeit aufkam, weil das mehrfach von untauglichen Persönlichkeiten vertretene Königtum seine Aufgabe, dem Volke Schutz und Ordnung zu gewähren, nicht mehr zu erfüllen

vermochte. So entstanden gleichsam von selbst eine Anzahl selbständiger Territorialgewalten, die oft eine eigene Politik trieben. Die Auflösungsbestrebungen wurden wesentlich gefördert durch den Brauch der Herrscher, das Reich unter mehrere Söhne zu teilen; wie dadurch die Macht des Königtums empfindlich geschwächt wurde, so brachte diese höchst unpolitische Übung den Stämmen, die das Reich umschloß, ihre Besonderheit und Gegensätzlichkeit deutlich zum Bewußtsein und verhinderte dadurch das Entstehen eines starken Nationalgefühls. Diesem standen auch die Zustände auf dem Gebiete des Rechtswesens entgegen. Jeder Stamm lebte auch nach seiner Einfügung in das Reich nach seinem eignen Recht; ein einheitliches Reichsrecht wurde trotz der Ansätze, die Karls Kapitularien dazu bedeuteten, nicht geschaffen. Das schwankende Gewohnheitsrecht aber, das meist in Geltung stand, führte vielfach zu neuen, dem Staate gefährlichen Bildungen.

Weitaus am schädlichsten wirkte jedoch die Ausbildung des Lehnswesens. Wo dieses sich durchsetzt, kann politisches Denken nicht gedeihen; denn der sogenannte Lehnsstaat ist überhaupt kein Staat, da das Lehnsverhältnis auf einem Vertrag zweier Personen beruht, also eine res privata darstellt, während der Staat die res publica ist. Einen schärferen Gegensatz gibt es nicht. Im Lehnsstaat mußte die Anschauung aufkommen, daß die staatliche Verpflichtung des einzelnen lediglich auf dem Empfang von Lehen beruhe und daß jeder zunächst nur seinem Lehnsherrn und nur durch ihn dem König verpflichtet sei. Staatsgesinnung kann auf solchem Boden nicht wachsen. Der Staat wird durch das Lehnswesen früher oder später völlig zersetzt. Das Tragische daran ist, daß diese Zersetzung gewissermaßen durch einen Mißbrauch der besten deutschen Eigenschaft, der Treue, erfolgte, deren Wesen verfälscht wurde durch das Eindringen des gallo-romanischen Prinzips der Vasallität.

Einen erfreulichen Schritt vorwärts bedeutet zwar die Tatsache, daß die Sprache der Ostfranken im Jahre 788 zum ersten Male als die deutsche (theodisca lingua) bezeichnet wurde, von der Nation aber wurde der Ausdruck erst zwei Menschenalter später (961) gebraucht, und befragt man die Literatur als den besten Spiegel des Zeitgeists, so sieht man, wie die beiden großen Messiaden des Karlingschen Zeitalters, der Heliand und Otfrieds Evangelienbuch, noch deutlich den Gegensatz von Sachsen und Franken bekunden, obwohl diese Stämme inzwischen ein bis zwei Generationen Zeit gehabt hatten, sich ineinander einzuleben.

Als Ergebnis dieser Betrachtung der ältesten Periode unsrer Volksgeschichte finden wir also, daß in ihr ein Nationalgefühl noch kaum zu spüren ist, mag auch schon nahezu ein Jahrtausend seit der

ersten Berührung der Germanen mit den Römern dahingegangen sein; politischen Sinn lassen nur einige hervorragende Gestalten wie Arioviſt, Armin, Chlodowech, Pippin der Jüngere, Karl der Große erkennen, dem Volke ist er fremd.

919—1125.

Bei der Auflösung des über alle nationalen Schranken hinausgewachsenen Karlingerreiches in drei große und später noch einige kleinere Teile erhob sich eine einheitliche Staatsgewalt zuerst in Deutschland. Das findet seine Erklärung nicht in einer stärkeren Ausprägung nationalen Empfindens oder politischer Denkvorgänge in unserm Volke, sondern zumeist darin, daß von den drei Hauptnationen, in die das Reich zerfiel, dem Blute nach die deutsche einheitlicher war als die beiden romanischen, hier also der Errichtung einer gemeinsamen Staatsordnung weniger große Schwierigkeiten entgegentraten als in den westlichen und südlichen Gebieten. Dem Kulturstand freilich entsprach unzweifelhaft damals noch ein staatlicher Zustand, wie wir ihn im altgermanischen Stammesstaat finden; aber der Gedanke einer deutschen Gesamtmonarchie, den zunächst Karl der Große den Deutschen, die ihm noch ablehnend gegenüberstanden, aufgezwungen hatte, konnte doch seit den glanzvollen Tagen des mächtigen Herrschers nicht völlig wieder aus dem Denken des Volkes entschwinden. Wie wenig er jedoch dessen natürlichen Bedürfnissen und Wünschen entsprach, lehren deutlich die andauernden Kämpfe zwischen der von der einen Seite erhobenen Forderung des einheitlich nationalen Staates und der starken partikularistischen Verneinung dieses Zieles auf der andern, weit zahlreicheren Seite. Einen mächtigen Bundesgenossen fand in diesen Kämpfen das Königtum an der Kirche. Deren stetes Streben geht auf Freiheit vom Staate aus. Da nun der eigentliche Staat damals der im Gegensatz zum Königtum sich behauptende Stammesstaat war, so drängte jenes Streben die Kirche zum Bunde mit der Krone. Der im Jahre 919 zum deutschen König erhobene Sachsenherzog Heinrich I. lehnte diese Hilfe ab; er mochte wohl fürchten, daß eine gewisse Abhängigkeit der Krone von der Kirche nicht leicht vermeidbar sei, wenn er sie annähme. Denn daß er dem nationalpolitischen Sinne der Deutschen genug Kraft sollte zugetraut haben, um das Reich durch sich allein zu Macht und Größe zu führen, ist darum nicht wahrscheinlich, weil ihn nur zwei von den fünf Stämmen des Volkes erkoren hatten. Er wollte ein reiner Laienfürst sein, und wenn auch seine Erhebung das Wahlrecht der großen Vasallen für die Dauer befestigte, so beseitigte sie doch anderseits mit der privatrechtlichen Auffassung der königlichen Gewalt auch die verderbliche

Teilbarkeit des Reiches. Dieses war freilich, auch nachdem er die Anerkennung als König auch bei den drei andern Stämmen gewonnen hatte, mehr ein lockerer Bund souveräner Stammesstaaten als ein Bundesstaat, ja „mehr ein Sinnbild der nationalen Einheit als eine Macht". Jedenfalls ist es bedeutungsvoll, daß schon hier, am Anfang der deutschen Geschichte, die föderative Staatsform den Rahmen für das politische Leben unsres Volkes bildet. Eine wirklich monarchische Gewalt hat Heinrich I. außerhalb der sächsischen und fränkischen Gebiete nicht erlangt: dem Sondertum der Stämme, von denen die süddeutschen schon damals besonders eifersüchtig ihre Reservatrechte wahrten, leistete die Mannigfaltigkeit der Landesgestaltung bei der Unentwickeltheit ausgleichenden Verkehrs kräftigen Vorschub. Indes bewirkten Städtebau und Reiterdienst, die Heinrich mit Eifer und Tatkraft förderte, doch eine allmählich wachsende Annäherung Sachsens an die westdeutsche, fränkische Kultur, so daß der bis dahin am meisten abgesonderte und selbständigste Teil des Reiches mit den älteren mehr und mehr zusammenwuchs. Da den Sachsen im Kampfe mit Dänen und Slawen naturgemäß die Führung zukam, machte sich bei ihnen vor allem durch Verachtung des kulturell tiefer stehenden Slawentums ein nationaler Stolz geltend; auch gegen die Italiener fühlten die Deutschen ihre kriegerische Überlegenheit. Aber ein ausgeprägtes Nationalgefühl war das nicht, vielmehr eine rein partikularistische Erscheinung, wie sie die grenznachbarliche Berührung als natürliche Folge mit sich brachte. Noch weniger kann von einem politischen Nationalbewußtsein die Rede sein.

Ganz anders als der maßvolle, den tatsächlichen Verhältnissen klug Rechnung tragende Vater war Otto I. Seine Neuordnung der Reichsverfassung im zentralistischen Sinne mußte den starkwilligen Mann unvermeidlich in Konflikt mit den partikularen Gewalten bringen. Der von ihm im Gegensatze zu dem Föderativgebilde Heinrichs I. geschaffene Einheitsstaat war nicht, wie er wünschte und glaubte, ein Beamten-, sondern ein Lehnsstaat, und das eigenmächtige Stammesherzogtum zu beseitigen hat sich auch dieser kraftvolle Herrscher vergebens bemüht: die Errichtung einer zentralen Einheitsmonarchie von rein politischem Typus ist gescheitert. An ihre Stelle setzte nun Otto ein vollkommen anderes System: die Reichskirche wurde die Stütze der Staatsgewalt, die Bischöfe und Äbte als Reichsbeamte ihre Träger. Der gefährlichste, einer starken Königsherrschaft am meisten widerstrebende Punkt im Lehnswesen, die Erblichkeit der Lehnsgüter, die sich mehr und mehr befestigte, fiel bei den Geistlichen infolge ihrer Ehelosigkeit weg, und so ließ sich von ihnen eine leichtere Einfügung in die staatliche Ordnung erhoffen. Unter Karl dem Großen

war der Staat kirchlich gewesen, jetzt wurde die Kirche staatlich. Auch das war ein Vorteil, daß bei ihren Gliedern der Partikularismus keinen natürlichen Rückhalt fand. Dafür bestand hier eine andere, nicht sogleich erkannte, aber schwerlich geringere Gefahr: die Kirche war universal, also übernational. Darum konnte das neue System der Staatsverfassung nur unter einer Bedingung von Dauer sein: Otto mußte die uneingeschränkte Macht über die Kirche haben, der Papst durfte nur der erste Bischof des Reiches sein, das römische Reich mußte erneuert, das Kaisertum hergestellt werden. Das Kaisertum war nicht ein auf Herrschsucht oder Eitelkeit beruhender glänzender Schmuck, sondern die notwendige Auswirkung des Ottonischen Systems der Reichskirche; aber es national zu nennen ist trotz der Bezeichnung Heiliges römisches Reich deutscher Nation[1]) unrichtig. Dieses Reich ist eine unsern Begriffen vom nationalen Staate widersprechende Schöpfung, weil die deutsche Nation das Gewand eines fremden Staates erhielt. Und es ist eine unnatürliche Schöpfung auch vom politisch-geographischen Standpunkt aus, weil die Anziehung Italiens, wie Ratzel richtig betont, Deutschlands natürliches Wachstum nach Osten und Westen verkrüppelte[2]). Derselbe Gelehrte weist an anderer Stelle darauf hin, daß die Entwicklung des familienhaften Zuges im Nationalitätsgefühl durch geschlossene Gebiete begünstigt wird[3]). Das römische Kaiserreich und die römische Kirche aber waren, jenes seiner geschichtlichen Entfaltung, diese ihrem inneren Wesen nach übernationale Bildungen. Der lange und heftig geführte Streit zwischen Sybel und Ficker über das deutsch-römische Kaisertum ist am richtigsten dahin zu entscheiden, daß jedem in gewisser Beziehung recht gegeben wird: zuzugeben ist, daß die Gewinnung der Kaiserkrone eine politische Notwendigkeit war; aber ebensowenig kann geleugnet werden, daß der Schaden, den sie unserm Volke gebracht hat, den Nutzen, so gewiß auch dieser anzuerkennen ist, überwog. Die kirchlich-politischen Weltherrschaftsideen, wie sie von manchen Kaisern mit überschwenglicher Begeisterung vertreten wurden, waren für die Deutschen unzweifelhaft verhängnisvoll und haben unsre Geschichte in überaus beklagenswerte Bahnen gelenkt. Schon die Ottonen verbrauchten dafür ihre beste Kraft und entfremdeten sich darüber den eigentlich deutschen Aufgaben, unter denen die Stärkung der volkstümlichen Grundlagen

[1]) Diese Bezeichnung war übrigens der Zeit der sächsischen Herrscher noch fremd; erst 1254 wird vom sacrum Romanum imperium gesprochen. Der Zusatz „deutscher Nation" tritt erst unter Friedrich III. hinzu und bedeutet nur eine territoriale Einschränkung.

[2]) Ratzel, Politische Geographie, S. 255.

[3]) Ebenda S. 354.

deutscher Königsmacht, die Sicherung von Recht und Ordnung in Deutschland und die Kolonisation in den wiedergewonnenen oder noch zu gewinnenden Slawenlanden in vorderster Reihe standen. Der Masse des deutschen Volkes hat dieses Kaisertum niemals als ein nationaler Wert gegolten, ihr stand der Stammesstaat näher als der römisch gefärbte Einheitsstaat, zumal jener die von den Kaisern vernachlässigten deutschvölkischen Aufgaben zu lösen übernahm. Daß dadurch der Partikularismus gestärkt wurde, war nicht die gleichgültigste unter den nachteiligen Wirkungen des römisch-deutschen Kaisertums.

Eine günstige Wirkung wenigstens hatten die Züge nach Italien: die deutschen Stämme empfanden die ihnen allen gegenüber gleich starke Verschiedenheit der südlichen Landes- und Volksart sowie der italischen Kultur und ebendadurch ihre Verwandtschaft unter sich deutlicher. Es ist anzunehmen, daß davon das Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit Förderung erfuhr; es bleibt indes beachtlich, daß diese den Ausländern früher klar war als ihnen selbst; denn ihre Bezeichnung als Teutoni oder Teutones findet sich zuerst im Jahre 909 in Italien, während sie in Deutschland erst ein halbes Jahrhundert später (961) auftritt. Den Italienern galt das Kaisertum begreiflicherweise als Fremdherrschaft, und zwar besonders seit demjenigen seiner Vertreter, der mitten unter ihnen seinen Herrschersitz nahm und über dem goldenen Rom seine deutsche Heimat als barbarisch verachtete und vernachlässigte: seit Otto III. Gleichwohl bildet das deutsche Königreich nicht erst seit ihm, sondern schon seit Otto dem Großen nur den Kern einer größeren internationalen Macht, und es wäre im einzelnen schwer zu sagen, worin sich der besondere deutschnationale Staatsverband im Gegensatze zu dem jenseits der Alpen gelegenen Reichsgebiet geltend mache. Genau genommen, ist das damalige Deutschland kein fest organisiertes staatliches Gebilde, sondern nur eine Vereinigung der sieben Herzogtümer Sachsen, Franken, Baiern, Schwaben, Ober- und Nieder-Lothringen und Kärnten; eine nationale Abgrenzung gegen die fremdvölkischen Reichsteile besteht nicht, vielmehr gehören dazu beträchtliche slawische Gebiete und ebenso Landstriche mit romanischer Bevölkerung. Der Entwicklung des Nationalgefühls war das nicht günstig, doch vermochte dieses aus den kriegerischen Vorgängen der bewegten Zeit, aus den Heerfahrten nach Italien wie aus der Lechfeldschlacht gegen die Magyaren und Ottos II. Zuge nach Paris kräftige Nahrung zu ziehen. Eine den nationalen Charakter schädigende Folge hatte das Kaisertum dagegen in der Bevorzugung der internationalen lateinischen Sprache. War schon die Karlingische Renaissance für unsere so überaus reiche und schöne Muttersprache von sehr nach-

teiliger Wirkung gewesen, so galt das von der Ottonischen in noch viel höherem Grade: das deutsche Schrifttum wurde im 10. Jahrhundert geradezu vernichtet, selbst sein größtes Heldenlied der Zeit, das Lied von Walther Starkhand, erhielt das deutsche Volk nur in fremder Sprache! Solchen Riß durch die Volkseinheit kannten die Völker des klassischen Altertums gar nicht und auch die romanischen nur in viel geringerem Maße. Tiefer als alle anderen Schädigungen des Volkstums aber wirken die sprachlichen, weil sie hinunterreichen bis in den Wurzelgrund der Nation.

Das Kaisertum ist auch nie ein räumlicher Mittelpunkt nationaler Bildung geworden. Der einzige Versuch, ihm einen dauernden Sitz zu geben, wählte dafür keinen deutschen Ort, sondern — Rom. Die Geschichte des Kaisertums zeigt nirgendwo eine Entwicklung, die das Nationale zum Ziele gehabt hätte.

Das tritt auch deutlich hervor in seiner Stellungnahme gegenüber der großen kirchlichen Reformbewegung, die dem 11. Jahrhundert sein scharfes Gepräge gab. Diese einem burgundischen Kloster entstammende Bewegung drohte in ihren unvermeidlichen politischen Folgen der Ottonischen Reichsverfassung die Wurzeln abzugraben, denn sie lief auf nichts Geringeres hinaus als an Stelle des Kaisers den Papst zum Herrn der Welt zu machen. Hingen aber die deutschen Bischöfe und Äbte nicht mehr von jenem, sondern von diesem ab, dann mußte der ganze stolze Bau Ottos I. zusammenstürzen. Die hohe Geistlichkeit Deutschlands erwehrte sich dieser Abhängigkeit von Rom unter der kraftvollen Führung des Erzbischofs Aribo von Mainz, und diese bischöfliche Opposition, die 1023 auf der Synode zu Seligenstadt am stärksten zutage trat, hätte eine deutsche Nationalkirche schaffen und dadurch dem Ottonischen Reichsbau unerschütterliche Festigkeit und dauernden Bestand sichern können — aber der reformfreundliche Kaiser Heinrich II. trat dem Mainzer entgegen und erschütterte damit in wahrhaft tragischer Verblendung die Grundlage des heiligen römischen Reiches.

Da war es ebenso politisch bedeutsam als national förderlich, daß der nach dem Erlöschen des Sachsenstammes gewählte neue König, der Salfranke Konrad II., dem Königtum eine neue Stütze schuf, indem er es auf die Ministerialen als Reichsbeamte gründete, und daß er sein politisches Streben auf rein weltliche Ziele beschränkte. Die Richtung seiner Politik ging auf den nationalen Einheitsstaat und die Erblichkeit der Krone. Großes hat er so erreicht: durch die Erwerbung Burgunds brachte er die Alpenpässe sämtlich in deutsche Hand und sicherte damit die deutsche Herrschaft in Italien, durch die Rückeroberung der unter Heinrich II. verlorenen Lausitzen beseitigte er endgültig die

dem Deutschtum von Polen drohende Gefahr. Die fortschreitende Erblichkeit der Lehen, durch welche die Gewalt der Krone von innen unterhöhlt wurde, vermochte freilich auch er nicht zu hindern, ja er erkannte sie sogar, um die auf ihrer Grundlage bedenklich angewachsene Macht der Großen zu schwächen, auch bei den kleinen Lehnsträgern als rechtmäßig an.

Die Regierung seines Sohnes Heinrich III. bedeutet einen verhängnisvollen Umschwung. Sein Streben ging auf Weltherrschaft aus, und in der Tat errang er auf kirchlichem und weltlichem Gebiete die erstaunlichsten Erfolge; aber bald schlugen sie ins Gegenteil um. Gegenüber der Kirche gewann er zunächst, indem er bei der Papstwahl über Ottos I. Bestätigungsrecht hinaus das Ernennungsrecht erlangte, eine unbedingt herrschende Stellung, dann aber schuf gerade dieser mächtigste Herr über die Kirche, der drei Päpste absetzte und vier deutsche Bischöfe auf den römischen Stuhl erhob, durch seine Begünstigung der kluniazensischen Kirchenreform die Bedingungen für den Sturz der kaiserlichen Macht. Nicht besser glückte es seiner weltlichen Politik: Ungarn sagte sich vom Reiche los; die Normannen in Süditalien wieder zu unterwerfen gelang nicht, der deutsche Laienadel stand in heftiger Opposition, als Heinrich unerwartet früh, noch nicht 40 Jahre alt, starb. So ließ der nach Weltherrschaft trachtende Fürst nicht einmal die Heimat gesichert zurück. Aber wenn sich auch die Politik über die nationalen Grenzen wegsetzte, so bestanden doch die nationalen Gefühle lebhaft fort, wo Deutsche mit Franzosen zusammenstießen. Die langen Grenzkriege tragen den Charakter des Rassenkampfes. Der Gegensatz zu den Romanen ist von der kaiserlichen Herrschaft in Italien keineswegs überwunden, vielmehr entwickelten sich die doch germanischen Normannen immer mehr zu einer Art Schutztruppe des Papstes. Es ist unverkennbar, daß der die Welt überstrahlende Ruhm der kaiserlichen Herrschaft und das Bewußtsein der deutschen Macht der Entwicklung eines Nationalgefühls in den einzelnen Stämmen des deutschen Volkes Vorschub geleistet haben. Dennoch behaupteten sich diese Stämme auch jetzt noch als deutlich unterscheidbare, geschlossene Einheiten. Darin aber sprach sich der Wandel der Zeiten gegen die ersten Jahrhunderte der deutschen Geschichte aus, daß nicht sie mehr das Haupthindernis für eine Zusammenfassung der Volkskraft zu einer starken nationalen Politik bildeten, sondern weit gefährlichere Verkleinerer der Macht des deutschen Königtums in den Fürsten und überhaupt im ganzen hohen Adel herangewachsen waren. Als Gegengewicht wirkte zwar auch jetzt wieder wie unter den letzten Karlingen die hohe Geistlichkeit, aber auch jetzt nicht aus nationalen Empfindungen oder Erwägungen, sondern lediglich von dem Streben nach Gewinn und

Erweiterung ihrer Macht beseelt. Da war es nun bei solcher Lage der Dinge der denkbar schwerste Fehler der Politik Heinrichs III., zu dulden, daß die Kirche, auf der allein die Einheit des Staates und die Stärke des Königtums beruhte, ein Institut von selbständiger Macht wurde und dem Staate mit dem Anspruch übergeordneter Hoheit gegenübertrat. Diese Entwicklung überhaupt zu verhindern lag außerhalb seiner Macht; daß sie aber so rasch zu einer den Staat in seinen Grundfesten erschütternden Gefahr auswuchs und ihn geradezu wehrlos überraschen konnte, daran trägt dieser allzu kirchlich gesinnte Herrscher unzweifelhaft den weitaus größten Teil der Schuld. Ohne neue, zuverlässige Stützen einzuziehen, half er selbst in unbegreiflicher Verblendung die alten, bewährten des Ottonischen Reichsbaues niederbrechen und glaubte damit ein Gott besonders wohlgefälliges Werk zu tun. Freiheit vom Staat war die Losung, die die Mönche von Kluny der Kirche zugerufen hatten, und mit Begeisterung war sie von der Kurie und insbesondere von den Inhabern des Heiligen Stuhles aufgenommen worden. Bei der Stellung und Bedeutung der Geistlichen als Reichsorgane aber war das keineswegs eine nur oder auch nur vorwiegend religiöse und sittliche Angelegenheit, sondern in erster Linie eine hochpolitische Frage. Entzog sich ihm die Kirche, lehnte sie den Staatsdienst als eine unheilige Sache ab, so mußte der deutsche König eine neue Politik einschlagen und das Reich auf eine andere Grundlage stellen. Die Möglichkeit dazu war vorhanden. Wenn die Kirche sich entweltlichte, so mußte sich der Staat entkirchlichen; den Weg dazu hatte bereits Heinrichs Vater gewiesen und betreten: an die Stelle der Geistlichen mußten die Reichsministerialen als Staatsbeamte treten, und um die Gefahr, daß die staatlichen Amtsbefugnisse in der Form von Lehen auch bei ihnen wie früher bei den großen Vasallen auf die verderbliche Bahn der Erblichkeit gerieten, zu vermeiden, mußte der Übergang von der rückständigen Naturalwirtschaft zur Geldwirtschaft gemacht werden; denn nur bei Gehaltzahlung in Geld ist die Beamtenstellung der Beamten dauernd zu behaupten. Friedrich I. hat später diesen Weg beschritten und die Ministerialen zu Reichsbeamten gemacht, aber da waren die Haupteinnahmequellen des Reiches (Zölle, Münzrecht usw.) bereits an die Landesherren überwiesen, und so war es dann für das Reich zu spät, sich eine neue, wirkliche Beamtenschaft zu schaffen. Das dritte, was damals, als die Kirche den Eckpfeiler aus dem Ottonischen Staatsbau herausbrach, zur Sicherung des Thrones hätte geschehen müssen, war die Förderung der Städte, die dem Königtum als Gegengewicht gegen die stetig wachsende Macht des hohen Laienadels und der Fürsten von höchstem Wert sein mußten. Aber nur Heinrich IV. hat das erkannt und eine städtefreundliche Politik

befolgt, während die meisten deutschen Könige sich durch die entgegengesetzte Haltung selbst in die Notwendigkeit versetzt haben, den Territorialgewalten immer neue Zugeständnisse zu machen und ein Stück ihrer Herrschermacht nach dem andern abzutreten. Vor allem aber bedurfte es in jenen verhängnisvollen Tagen Heinrichs III. einer entschlossenen Abkehr vom Feudalsystem, zum mindesten von seinen entschieden staatsfeindlichen Auswirkungen, wie sie in Frankreich und England nicht zum wenigsten durch den Bund zwischen Königtum und Städten gelungen ist. Hier waren die Richtlinien einer gesunden, zukunftreichen Staatskunst; auf solchen Grundlagen ließ sich eine wahrhaft nationale Politik treiben. Daß die Zeit einer solchen nicht ungünstig war, läßt die hohe Machtentfaltung des deutschen Königtums um die Mitte des 11. Jahrhunderts vermuten, darf aber auch aus dem Umstand gefolgert werden, daß eben in den kraftvollsten Jahren Heinrichs III. der Begriff eines deutschen Reiches diesseits der Alpen lebendig wird und die Bezeichnung teutonica patr a auftaucht. Leider wurde die Gelegenheit zu einer nationalen Politik, die solche nicht wertlose Gefühlsmomente nutzte, wie so oft im Laufe unsrer Geschichte versäumt, und als Heinrich III. mit plötzlichem Tode in ein frühes Grab sank, stiegen die schwersten Zeiten für dieses deutsche Vaterland herauf, und wieder sollte sich die tiefe Berechtigung des Klagerufs bewähren: „Wehe dem Lande, des König ein Kind ist!"

Die fürstliche Opposition benutzte die Minderjährigkeit des neuen Königs und die Schwäche der mütterlichen Regentschaft, um sich in den Besitz des Reichsregiments zu setzen, und bewirkte überall ein Erstarken der territorialen Gewalten, denen Konrad II. die angemaßten Machtbefugnisse so erfolgreich entzogen hatte. Im Gegensatz zu dem von Anno von Köln geführten Fürstenbunde gelang es jedoch Adalbert von Bremen, das Königtum neu zu kräftigen, und im Alter von kaum zwanzig Jahren übernahm H e i n r i c h IV. die Regierung mit voller Selbständigkeit.

Inzwischen aber hatten sich die Verhältnisse jenseits der Alpen sehr zu ungunsten der deutschen Sache entwickelt. Die italisch-lothringische Verbindung, welche die Ehe Herzog Gottfrieds mit Beatrix von Tuscien gestiftet hatte, entzog das welsche Land durchaus dem deutschen Einfluß, und das Papsttum gewann durch die Übertragung der Papstwahl ausschließlich an die Kardinalbischöfe und -pfarrer die erstrebte volle Unabhängigkeit von der weltlichen Macht. Ohne kräftige Gegenwehr wich der deutsche Königshof der schwachen Regentin Agnes vor dieser kühnen Revolution, die den Lebensnerv der deutschen Königsmacht traf, zurück. Fest begründet war durch das Papstwahldekret von 1059 das universale, antinationale Papsttum, und indem es ihm gelang,

die deutschen Bischöfe der Hoheit des römischen Stuhles zu unterwerfen, zerbröckelte es die Säule, auf welcher der Ottonische Staatsbau ruhte.

Eben als der geistige Urheber dieser verhängnisvollen Umwälzung, der Mönch Hildebrand [1]), als Gregor VII. den päpstlichen Stuhl bestieg, mußte Heinrich IV. alle Kraft aufbieten, um die salische Königsherrschaft gegen die erbitterte sächsische Auflehnung durchzusetzen, die aus seines Vaters strengem Regiment und seiner eigenen herrischen Art erwachsen war. Zwar gelang es ihm nach anfänglichen schweren Mißerfolgen, die aufständische Bewegung in Sachsen niederzuwerfen; nun aber wurde seine Lage erst recht bedrohlich, indem sich der deutsche Partikularismus mit dem neuen, gefährlicheren Gegner, dem erstarkten Papsttum, verband.

Der Investiturstreit — so wird der damals ausbrechende Kampf zwischen Kirche und Staat herkömmlich bezeichnet — erschien den Zeitgenossen nicht als ein nationaler Kampf, doch unterliegt es keinem Zweifel, daß Heinrich IV. in ihm, wenn auch nicht mit klar bewußter Absicht, die deutschen Interessen gegen den Herrschaftsanspruch der internationalen Macht Roms mit Kraft und Erfolg verteidigt hat und daß die Folgen dieses Kampfes für die nationale Entwicklung von wesentlicher Bedeutung geworden sind. Aber weit entfernt, in diesem schweren, für die Geschicke Deutschlands so wichtigen Ringen die geeinte Kraft des deutschen Volkes hinter sich zu haben, mußte er vielmehr trotz seines unleugbaren guten Rechts die Aufstellung eines Gegenkönigs erleben, der die antinationalen Interessen mit deutschen Waffen verfocht. Die Forchheimer Wahl Rudolfs von Schwaben im März 1077 ist ein schwerer Eidbruch der deutschen Fürsten und ein kläglicher Beweis für den völligen Mangel eines gesunden nationalen Egoismus, wie er jedem normal gearteten Volke innewohnt, nur dem deutschen nicht. Und eben diese eidbrüchigen, unnational fühlenden Fürsten sind schließlich in dem großen Kampfe zwischen Staat und Kirche die eigentlichen Gewinner gewesen; die nationale Monarchie aber ging daraus, obwohl Heinrich IV. ihr nichts Wesentliches vergeben hat, durch die zwingende Gewalt der Umstände unheilbar erschüttert hervor. Daß ihr Ende erst in der Mitte des 13. Jahrhunderts statt, wie man es nach der grundverkehrten Politik Heinrichs III. fast erwarten mußte, schon am Ende des 11. Jahrhunderts eintrat, wird nur der rastlosen und geschickten Arbeit Heinrichs IV. verdankt, dessen Politik im Laufe seiner halbhundertjährigen Regierung eine immer nationalere Färbung annahm. Ihm gebührt das Verdienst, daß das

[1]) Ein deutscher Name, ein deutscher Charakter!

Gefühl der Staatseinheit sich in allen Stürmen behauptete und die Idee der Nationalität sich allmählich hervorhob. Dazu hat die Annäherung der Mundarten der verschiedenen Stämme nicht unwesentlich beigetragen, und die Rückkehr des Schrifttums aus der Verlateinerung zum Deutschtum, wie sie sich besonders in den Arbeiten Notkers des Deutschen zeigt, eröffnete eine hoffnungsvolle Aussicht. Es mehren sich die Zeichen, daß sich die deutschen Stämme dem Auslande gegenüber unter sich verbunden fühlen.

1125—1254.

Aber eine bemerkenswerte Wandlung hat sich in diesen kampferfüllten Jahrzehnten in den deutschen Zuständen vollzogen: Königtum und Kirche zeigen, wie sie sich innerlich verändert haben, auch nach außen eine andere Stellung im Reiche als früher. Bis auf die Zeit Heinrichs IV. hatte das Königtum, gestützt auf die Reichsgeistlichkeit, die nationale Einheit der deutschen Stämme nach innen und außen dargestellt. Der Investiturstreit hat dieses Verhältnis von Grund aus zerstört. Der Widerstand, den Gregors VII. Bestrebungen aus nationalem Empfinden in wachsendem Maße erfuhr, ging nur zum kleinsten Teile aus geistlichen Kreisen hervor; Träger des nationalen Gefühls wurde vielmehr immer entschiedener der Stand der Ministerialen und Ritter, dessen Bedeutung in den heftigen Kämpfen beträchtlich gestiegen war. Die bisher fast durchaus geistlich gefärbte Kultur versank mehr und mehr vor der stark aufstrebenden und immer weitere Kreise erfassenden weltlich-ritterlichen, ein Vorgang, den die deutsche Literatur des 11. und 12. Jahrhunderts mit voller Klarheit widerspiegelt. Die Ritter betätigen den Stolz auf des Reiches Macht, und dieser erscheint den andern Völkern gegenüber als lebhaftes Nationalgefühl, das sich auch gegen die Franzosen trotz oder vielleicht gerade wegen ihres unverkennbaren Vorsprungs in der gesamten ritterlichen Kultur äußert, nicht selten in dem Maße, daß er einen deutlichen Haß gegen das Deutschtum hervorruft. Dem völkischen Charakter ist dieser Nationalismus des Ritterstandes, unzweifelhaft förderlich gewesen, aber der Ausbildung des politischen Sinnes in unserm Volke hat er nicht gedient, denn der Ritterstand war ganz erfüllt von dem staufischen Reichsgedanken, von jenem Imperialismus, dessen übernationales Streben die Grundlage der politischen Macht, das deutsche Königtum, in sich verschlungen hat.

Zu dieser wichtigen Wandlung trat nun gegen die Mitte des 12. Jahrhunderts der Ausbruch eines neuen, die Nation in ihren Tiefen aufwühlenden und über hundert Jahre in Atem haltenden Streites: an die Wahl Konrads III. statt Heinrichs des Stolzen, der sicher auf die Königskrone gerechnet hatte, knüpfte sich der Kampf zwischen den

beiden mächtigen Geschlechtern der Hohenstaufen und Welfen, der mit kaum geringerer Leidenschaftlichkeit geführt wurde und das Reich durch ebenso wilden Bürgerkrieg erschütterte wie der Kampf zwischen Staat und Kirche. Der Ausgleich, den der Neffe und Nachfolger König Konrads, der Rotbart Friedrich I., 1156 mit dem Sohne des stolzen Welfen, seinem jungen Vetter Heinrich dem Löwen, hochherzig zustande brachte, hat abermals wie schon das Wormser Konkordat die Macht des Fürstentums auf Kosten der Krone gefördert.

Der Gegensatz zwischen Staufern und Welfen hat jedoch eine über den bloßen dynastischen Wettbewerb und selbst über die tiefe Erregung des Investiturstreits noch hinausgehende Bedeutung: in ihm macht sich zum ersten Male in der deutschen Geschichte der scharfe Zwiespalt zwischen dem Norden und dem Süden des Reiches geltend, und vor allem tritt er in den wesentlich verschiedenen Zielen der Politik, wie sie dort und hier gesehen und erstrebt werden, verhängnisvoll trennend zutage. Dieser Zwiespalt war es, der nur zwanzig Jahre nach jenem vorübergehenden Ausgleich von 1156 die schwere Niederlage des Kaisertums in der von ihm nicht mit der gesamten Kraft des Reiches vertretenen italischen Politik herbeiführte. Der bedeutende Vorsprung, den Oberitalien in der viel früheren geldwirtschaftlichen Entwicklung seiner durch den Verkehr mit dem Orient geförderten lebhaften Handelsstädte vor dem noch auf der Stufe der Naturalwirtschaft stehenden Deutschland besaß, und das aus ihm begreiflicherweise entsprungene starke politische Selbständigkeitsgefühl dieser stolzen Gemeinden machte den Gegensatz zu dem imperialistischen Kaisertum und den Kampf mit einem so entschiedenen Vertreter dieser Macht, wie es der Rotbart war, unvermeidlich. Solange er den Lombarden allein mit voller Reichsmacht entgegentreten konnte, war der Kaiser siegreich; bald aber trat wieder das Papsttum den Städten zur Seite, und eben jetzt, wo er der gesamten deutschen Kraft gegen die beiden verbündeten Feinde doppelt bedurfte, ließ ihn der Löwe im Stich und verschaffte dadurch den Gegnern des deutschen Kaisertums den Sieg bei Legnano (1176). Daß es nun Friedrich I. gelang, durch seinen zu Venedig mit dem Papste geschlossenen Frieden die Gegner zu trennen, war ein großer diplomatischer Erfolg; größer noch war der politische Sieg, mit dem er sechs Jahre später im Konstanzer Frieden mit den Lombarden einer verfehlten Politik den Abschied gab und die Herrschaft des Kaisertums in Italien sicherer als bisher gründete. Schon vorher hatte er das Strafgericht an Heinrich dem Löwen, der keiner Berufung vor den Reichstag Folge gab, vollzogen, was freilich weite Gebiete Deutschlands mit neuem Bürgerkrieg erfüllte.

Eine dauernde Wirkung des Sturzes Heinrichs des Löwen war

die Wandlung des Reichsfürstenstandes. Die schlimmen Folgen der Entwicklung des Lehnswesens konnten nicht ausbleiben und hatten sich bei der Weigerung der Heeresfolge durch den Löwen an einem besonders schädlichen Beispiel offenbart. Die Inhaber der Territorien hingen mit dem Reichsoberhaupte nicht mehr staatsrechtlich durch das Amt, sondern nur persönlich durch die Belehnung zusammen. Das Reich löste sich auf diesem Wege mehr und mehr in eine große Lehnsgenossenschaft auf. Unter den Fürsten aber gewannen die durch reichen Besitz hervorragenden bald einen überwiegenden Einfluß: es bildete sich eine fürstliche Oligarchie mit starkem Übergewicht der geistlichen Fürsten, die jetzt wieder die Säulen des Reiches waren. Im Wormser Konkordat hatte die Krone den wichtigsten Teil des Investiturrechts behauptet, aber den Einfluß auf die Papstwahl und damit auf die entscheidende Stelle verloren; dadurch war der Ottonischen Reichsverfassung der Eckstein ausgebrochen. Sollte die Nation nicht zerfallen, so mußte das Königtum die Verbindung mit der Kirche wiederherstellen. Friedrich I. hat diese notwendige politische Tat vollbracht. Eine nationale Stimmung in der deutschen Kirche, geführt von dem mächtigen Erzbischof von Köln, dem Kanzler des Reiches Reinald von Dassel, sowie von dem Mainzer Christian von Buch, kam dem Kaiser dabei zu Hilfe; die Bischöfe waren seine treuesten Stützen.

Der Sturz des Welfenherzogs hatte noch eine andere, tief beklagenswerte Wirkung: er schädigte die nationalen Interessen im Norden und Osten schwer. Mit wachsendem Erfolg war während des letzten Jahrhunderts die deutsche Macht politisch gegen die Dänen und kolonisierend gegen die Slawen vorgedrungen, und tüchtige Männer, an ihrer Spitze die Fürsten Albrecht der Bär, Heinrich der Löwe, Konrad von Wettin und Graf Adolf von Schaumburg, hatten dem deutschen Volkstum eine weit ausschauende Zukunft erschlossen. Die Niederwerfung und Verbannung Heinrichs des Löwen gab den Dänen wieder das Übergewicht und gebot der hoffnungsvoll vorschreitenden Kolonisation in den slawischen Landen Stillstand. Man muß das, wie gesagt, aufs tiefste beklagen, sich aber doch hüten, die Sache in einem falschen Lichte zu sehen: bewußt national ist die Politik des Löwen nicht gewesen, er strebte lediglich nach Erweiterung seiner Macht; er vertrat dynastische, nicht völkische Interessen. Auch die deutsche Einwanderung in die slawischen Ostländer hatte keine nationalen, sondern wirtschaftliche Gründe; die Einwanderer wurden durch die wirtschaftliche Selbständigkeit auf weiten, Ertrag verheißenden Ackerbaugebieten gelockt, ein politisch klares Nationalgefühl fehlte ihnen. So darf man weder den großen Welfenherzog noch die Scharen der Ansiedler als Träger eines bewußten Deutschtums, als begeisterte Vorkämpfer der nationalen

Interessen ansprechen; von solchem politischen Denken findet sich nirgends ein vollgültiges Zeugnis. Und das Kaisertum, dessen Aufgabe es am ehesten gewesen wäre, hier bahnbrechend die Fahne vorauszutragen, stand der ganzen Sache fremd und verständnislos gegenüber. Aber so richtig das ist, so wenig darf doch das Welfenhaus ihm gegenüber als Vertreter der deutschen Sache ausgespielt werden. Das Welfenhaus ist vielmehr von Anfang an völlig international, und als Heinrich der Löwe in die Verbannung gehen mußte, da wandte er sich nach England und förderte dort die antideutsche Politik. Sein Sturz aber kam in Deutschland nicht der Macht der nationalen Sache, sondern lediglich dem Landesfürstentum zugute[1]), das die Übermacht dieses ungekrönten Königs von Niederdeutschland nur mit knirschender Wut getragen hatte. Nicht berechtigt wäre es jedoch, daraus auf ein Anwachsen partikularistischer Strömungen im Volke zu schließen; ganz überwunden waren diese gewiß nicht — das wird bei der deutschen Eigenart nie zu hoffen sein — und konnten jederzeit, wenn eine schwache Regierung des Reiches Anlaß dazu gab, mit unwiderstehlicher Kraft wieder hervorbrechen; aber des Rotbarts Achtung gebietende Macht hatte sie ihres verderblichen Einflusses unverkennbar beraubt und einem freudigen Stolze Raum gegeben, der dem Fortschritt nationalen Empfindens günstig war. Die Machtstellung, die das deutsche Volk durch die Taten dieses gewaltigen Herrschers seit der Ächtung Heinrichs des Löwen unbestritten innehatte, hat die Erinnerung an diese Zeiten noch lange mit strahlendem Glanz erfüllt. Um so verwunderlicher muß man es nennen, daß sich in der deutschen Dichtung des 12. Jahrhunderts Spuren eines nachhaltigen Eindrucks des seine Zeit unzweifelhaft tief beeinflussenden Fürsten kaum finden lassen. Und auch das läßt sich nicht in Abrede stellen, daß in den literarischen Denkmälern der Zeit vielfach der nationale Gesichtspunkt hinter der universalen Idee der Kaisermacht zurücktritt. Friedrich I. selbst zwar hat sich ähnlich Otto dem Großen und Karl dem Großen als Herrscher deutscher Nationalität gefühlt, und daß auch die Völker diesseits und jenseits der Alpen sich der nationalen Verschiedenheit deutlich bewußt waren, zeigt die Lagerordnung des Kaisers auf den Ronkalischen Feldern, die uns erkennen läßt, wie wenig auf Verträglichkeit zwischen Deutschen und Italienern im Heere des Rotbarts gerechnet werden durfte. So wird man der Zeit dieses glänzenden Trägers der Kaiserkrone ein lebhaftes deutsches Nationalgefühl nicht wohl absprechen können. Um so bedauerlicher ist es, daß diese große und edle Kraft politisch nicht verwertet wurde; denn die

[1]) Durch den Reichstag von Gelnhausen (1180) wurde das welfische Machtgebiet an Köln, die Wittelsbacher und die Askanier verteilt.

Politik, die Friedrich I. in seinen letzten Jahren mit dem Kreuzzug und den Vorbereitungen zur Erwerbung Siziliens einschlug, war wieder universal und darum für die deutschen Interessen schädlich.

Die Kreuzzüge waren eine übernationale Angelegenheit, die vor allem der Erhöhung der päpstlichen Macht dienen sollte und darum niemals die Unterstützung einer richtig geleiteten deutschen Politik hätte finden dürfen. Freilich hat der rege Verkehr der an ihnen beteiligten Völker untereinander nicht nur Annäherung und kulturellen Austausch bewirkt, sondern auch die Schärfe der nationalen Gegensätze oft schneidend hervortreten lassen: man denke nur an das echt englisch-brutale Betragen des Königs Richard Löwenherz gegen Herzog Leopold V. von Österreich vor Akkon; aber das ganze Unternehmen war doch einem Geiste entsprungen, der dem deutschen Denken so fremd wie nur möglich war, und einem Zwecke dienstbar, der den deutschen Interessen geradewegs zuwiderlief. Und genau dasselbe gilt von dem Streben, die Herrschaft über Sizilien mit der deutschen Krone zu verbinden, wodurch die Kraft unseres Volkes in eine Richtung gelenkt wurde, die sie ihren natürlichen und dringendsten Aufgaben noch mehr als die Kämpfe um die Lombardei und die ewige Stadt entzog.

Einen gewaltigen Schritt suchte der Sohn des Rotbarts, Heinrich VI., die Macht des Kaisers und des Reiches vorwärtszubringen: er wollte nichts Geringeres als die Kaiserkrone im Stamme der Hohenstaufen erblich machen. Dieses auf den ersten Blick ungeheuer scheinende Begehren war im Grunde genommen nichts anderes als die logische Weiterführung der Linie, auf der sich die bisherige Entwicklung des Lehnswesens vollzogen hatte: seitdem die Lehen — und das hieß ja längst nicht mehr nur Grund und Boden, sondern auch staatliche Einkünfte, Rechte und Ämter — erblich geworden und damit als festes Familiengut anerkannt waren, durfte es als einfaches Gebot ausgleichender Gerechtigkeit gelten, daß auch die Krone den Unberechenbarkeiten der Wahl, wie sie zuletzt besonders störend im Jahre 1125 zutage getreten waren, durch die feste Regelung eines geordneten Erbgangs entzogen werde. Gleichwohl war Heinrich bereit, diese außerordentliche Steigerung der Herrschermacht durch besonders weit entgegenkommende Zugeständnisse an die Fürsten, geistliche wie weltliche, zu erkaufen. Es ist offensichtlich, daß die grundstürzende Verfassungsänderung, die die Erreichung dieses hohen Zieles mit sich bringen mußte, den nationalen Gedanken nicht nur im Innern des Reiches, sondern auch gegenüber dem Ausland ganz erheblich gekräftigt hätte, und man kann es durchaus für möglich halten, daß das in genügend hohem Grade geschehen wäre, um selbst die unleugbaren Nachteile zu überwinden, die mit der gleichzeitig von Heinrich erstrebten Verschmelzung des sizilischen mit dem

deutschen Reiche naturgemäß verbunden sein mußten. Es war von entscheidender Bedeutung für die Zukunft des Reiches, daß das große Unternehmen des hochsinnigen Staufers mißlang. Unter den Ursachen dafür spielt neben der Sorge der Fürsten vor einer übergewaltigen Kaisermacht doch auch schon der später so viel stärker entwickelte Gegensatz zwischen Nord und Süd eine Rolle, indem die Niederdeutschen, die im 10. Jahrhundert dem Reiche seine Könige gegeben hatten, nicht geneigt waren, des Reiches Krone dauernd einem oberdeutschen Geschlechte zuzusprechen. Endlich aber ließ sich die Empfindung nicht unterdrücken, daß Heinrichs Streben genau genommen doch ein Weiterschreiten auf dem schon oft genug mit schmerzlicher Deutlichkeit als verkehrt erkannten Wege der Universalpolitik war. Wenn dieses Streben trotzdem in weiten Kreisen so viel begeisterte Zustimmung fand, daß es keineswegs von vornherein als aussichtslos gelten mußte, so muß man sich zum Verständnis dieser Tatsache gegenwärtig halten, daß das Mittelalter nicht in den Begriffen des Nationalstaates lebte: eine Kirche, ein Stand, der der Ritter, beherrschten die Bildung, das politische Ideal war das den Frieden gebietende Weltreich. Und war es so unbegreiflich, daß sich die Deutschen, dieses friedfertige Volk mit dem weltoffenen Sinne, für dieses Ideal begeisterten? Welch eine Zukunft schien sich der deutschen Nation aufzutun! Das Morgenland, in dem Kaiser Rotbart seinen unerwarteten Tod gefunden, eröffnete sich ihr besser als durch die abenteuerlichen Züge der Kreuzfahrer; schon brachten die Fürsten von Armenien und Cypern ihre Huldigung dar, und selbst das alte, stolze Byzanz erkannte die Oberhoheit des deutschen Herrschers an: die Mittelmeerländer lagen wie ein fruchtschwerer Erntekranz zu seinen Füßen, und die Träume Ottos III. schienen schöner, als dieser Phantast zu denken vermocht, erfüllt. „Heinrich VI. hat das deutsche Volk herrlich gemacht vor allen Nationen", sagt Otto von St. Blasien. Nationalstolz besaßen die Deutschen in der Zeit der großen Staufenkaiser in reichem, oft verletzendem Maße. Sie fühlten sich als „homines imperatoris", und die Kaiseridee gab dem deutschen Volke höheren Schwung und fruchtbarste Tätigkeit. Als Volk des Kaisers sind die Deutschen damals zu einer Nation geworden, und darum ist es auch ebenso berechtigt, wie es üblich geworden ist, nicht vom römischen, sondern vom deutschen Kaisertum jener glanzvollen Herrscher zu reden.

Andererseits kann all dieser Glanz nicht darüber hinwegtäuschen, daß gerade die Kaiseridee der fortschreitenden Entwicklung der Territorialherrschaft förderlich gewesen ist, was an keinem Beispiel so deutlich wie an dem Heinrichs des Löwen zutage tritt, mit dessen Opposition noch Heinrich VI. zu kämpfen hatte, und daß sie so den Grund zur politischen Zersplitterung Deutschlands gelegt hat.

Eine großartige Weltstellung hat Heinrich VI. der deutschen Nation errungen. Nach der Aussöhnung mit den Welfen schien das friedengebietende Weltreich verwirklicht zu sein: „Nirgends gab es mehr Kriege", sagt Gottfried von Viterbo, und als „Schiedsrichter der Nationen" bezeichnen Fremde mit Neid die Deutschen. Diese Weltstellung ist zerstört worden durch eine unaufhaltsame wirtschaftlich-soziale Umwandlung, durch eine neue gewaltige Erhebung des Papsttums und durch eine abermalige tiefe Spaltung im Reiche, hervorgerufen durch den allzu frühen Tod Heinrichs (1197).

Das erste dieser drei Momente ist eine Entwicklung, die, wenn sie früher eingetreten wäre, den Zeiten Friedrichs I. ein wesentlich anderes Gepräge gegeben und vielleicht viel Blutvergießen erspart hätte. Die deutschen Städte gewannen infolge der durch die Kreuzzüge entstandenen Handelsbeziehungen mit den italischen und durch deren Vermittlung mit dem Morgenlande Anteil am Welthandel, von dem sie bis dahin nicht berührt worden waren, und wurden dadurch in verhältnismäßig kurzer Zeit reich und mächtig. Bei ihrer auf diese Weise wesentlich gewachsenen politischen Bedeutung hätte es im höchsten Interesse des Reiches gelegen, sie der Reichsverfassung alsbald fest einzugliedern. Das gelang jedoch dem Königtum darum nicht, weil die fürstliche Macht in allen Teilen des Reiches schon zu stark angewachsen und zu fest begründet war, wie die im großen Wormser Privileg von 1231 zuerst ausdrücklich so genannte Landesherrschaft deutlich erkennen läßt, und auch aus dem andern, damit ursächlich zusammenhängenden Grunde, weil es sich durch die italischen Dinge von einer zielbewußten deutschen Politik zu sehr ablenken ließ. So gingen die Städte ihren eigenen Weg, statt die starken Säulen einer machtvollen Reichspolitik zu werden.

Das zweite war der in der mächtigen Persönlichkeit Innocenz' III. erneuerte Weltherrschaftsanspruch des Papsttums, mit dem der Kampf der beiden Universalgewalten in seine dritte Erscheinungsform tritt, die an Heftigkeit und Bedeutung den beiden vorangegangenen nichts nachgab, an Gewicht der dauernden Folgen sie noch übertraf, denn sie führte zur völligen Zertrümmerung des Kaisertums.

Das dritte war die Doppelwahl des Jahres 1198, die dem jähen Tode Heinrichs VI. folgte: der Gegensatz zwischen Staufern und Welfen, der durch die Versöhnung von 1194 ausgeglichen schien, riß das Reich abermals in Stücke. „Sô wê dir, tiusch u zunge, wie stêt dîn ordenunge, daz rû die mucke ir kü ic hât und daz dîn êre alsô zergât", klagt mit vollem Rechte Walther von der Vogelweide. Das Beschämendste aber war, daß dieser deutsche Thronstreit schließlich nicht einmal durch die Deutschen selbst, sondern durch das Ausland

entschieden wurde: daß auf dem Throne Heinrichs VI. sein Sohn sitzen sollte, das bestimmte nicht, wie der gewaltige Herrscher gewollt hatte, eine feste deutsche Thronfolgeordnung, sondern der Sieg, den der König von Frankreich 1214 bei Bouvines in Flandern über den mit dem Sohne Heinrichs des Löwen verbundenen König von England errang. So stürzte zwar die Macht der Welfen in Deutschland endgültig zusammen, aber als ein nationaler Sieg konnte dieses Ereignis unter solchen Umständen sicher nicht begrüßt werden. Der durch diese Feldschlacht zwischen fremden Königen in Deutschland zur Herrschaft gelangte junge Staufer Friedrich II. fühlte sich, ein Kind Italiens, wie er war, in Deutschland immer als Fremdling, und das ist sein und leider auch unseres Volkes Unglück geworden.

Weiter noch als seinen Vater führten ihn seine Wege von der Verfolgung der deutschen Interessen weg auf Bahnen, für die dem größten Teile der Nation das Verständnis völlig fehlte. Ungeheure Opfer an wertvollen Reichsrechten brachte er für seine italische, seine Weltmachtpolitik in den Fürstenprivilegien und — was schlimmer war — in der Preisgabe des Landes jenseits an der unteren Elbe an die Dänen. Aber die Nation folgte seinen italischen Plänen, deren Verderblichkeit die Geschichte von drei Jahrhunderten sie deutlich genug gelehrt hatte, nicht mehr und half sich gegen die nordischen Feinde selbst: der Sieg deutscher Fürsten im Bunde mit den mächtig aufstrebenden Seestädten Hamburg und Lübeck bei Bornhövede (1227) warf die dänischen Eroberer hinter die Eider zurück, und Lübecks Seesieg über dieselben Feinde bei Warnemünde (1234) brachte die Herrschaft über die Ostsee in die Hände der Deutschen.

Kaiser und Reich hatten an diesen Erfolgen einer wahrhaft deutschen Politik ebensowenig Anteil wie an der Abwehr der Mongolen, die 1241 die deutsche Kultur mit Vernichtung bedrohten wie früher die Hunnen und die Magyaren, und an der Kolonisation der Ostländer, die dieser Kultur, in zäher Arbeit fortschreitend, neuen Boden gewann und so in stillem Wirken mehr für das Deutschtum tat als die lärmenden Kriegszüge der Kaiser nach dem Süden, die so viel deutsches Blut nutzlos verschlangen. Zur Auflösung der Reichsverfassung aber hat wohl keiner so viel beigetragen wie Friedrich II., dieser erste modern geartete Herrscher, dessen glanzvoller Musenhof zu Palermo in jenen Jahrhunderten nicht seinesgleichen hat. Trotzdem hat das Volk dem letzten Vertreter des alten Kaisertums eine treue Erinnerung in der Kaisersage bewahrt, ein Beweis, mit welchem Zauber die Entfaltung glänzender Herrschermacht und siegreicher Volkskraft auch für falsche Ziele das Gemüt des phantasievollen Volkes umfing.

Die Verstärkung nationalen Empfindens, die die großen Zeiten

der Staufer erzeugten, läßt sich auch im Schrifttum erkennen: es hat sich eine Literatur in der Volkssprache gebildet, fremde Gedichte werden ins Deutsche übersetzt, fremde Stoffe mit deutschem Geiste durchtränkt. Daß unser Heldensang von den Nibelungen eine stärkere nationale Wirkung nicht geübt hat, ist sehr zu beklagen, aber bei dem Übergewicht Frankreichs in der tonangebenden Gesellschaft, das die Kreuzzüge mit sich brachten, verständlich. Ein schlechteres Zeichen ist, daß man in der Kunst- wie in der Volksdichtung vergebens den Preis der Pflichten gegen das Vaterland oder den Gedanken einer politischen Gesinnung sucht. Walther von der Vogelweide ist zwar ein Mann von hoch gesteigertem Nationalgefühl, frei von aller partikularistischen Befangenheit. Sein Stolz auf die deutsche Heimat hat keine verletzende Schärfe gegen Fremde. Er preist die deutsche Überlegenheit in Sitte und Zucht, aber die deutsche Eigenart sucht er in der Pflege reiner Menschlichkeit. Immerhin sind ihm Königtum und Staatsordnung Sache des deutschen Volkes; Deutschland ist ihm der Kern des Kaisertums, dessen Wesen ist die Macht, die Herrschaft über die anderen Völker. So mündet auch das Denken dieses urdeutschen Mannes in einen weltbürgerlichen Universalismus.

Bei der Doppelwahl im Jahre 1257 wurden zwei Ausländer als Träger der deutschen Krone erkoren. Schon diese Tatsache und mehr noch die dabei zutage getretenen Bestechungen kennzeichnen den Verfall des Gefühls für die Ehre des Staates; aber sie wurden als Beleidigungen empfunden, die die Fürsten dem Nationalgefühl zufügten.

Dem Böhmenkönig spricht der Sachsenspiegel das Wahlrecht ab, weil er kein Deutscher ist. Auch gegen die Slawen bezeugt dieses Buch ein lebhaftes Nationalgefühl. Aber von einem klaren, politisch irgendwie wirksamen Nationalbewußtsein war das noch weit entfernt.

1254—1397.

Es war ein Schicksal von ungeheurer Tragik, in dem das ruhmreiche und glanzvolle Herrschergeschlecht der Hohenstaufen nach der Mitte des 13. Jahrhunderts zugrunde ging: eine Machtstellung, die sich der der altrömischen Imperatoren recht wohl vergleichen durfte, hatte es aus eigener Kraft aufzurichten vermocht, aber eben diese Macht war ihm zum Fallstrick geworden, denn sie hatte ihm die neidgeborene Feindschaft der anderen Universalgewalt zugezogen, die sich als die echtere Erbin des alten Rom betrachtete und ihren Anspruch auf die Weltherrschaft auf göttliche Berufung zurückführte. Seitdem es dieser auf eine überweltliche Idee gegründeten Gewalt gelungen war, die verhaßte Macht des Kaisertums durch die immer erneuten Bannflüche

fanatischer Päpste zu entwurzeln und das Haupt des letzten Sprossen jenes stolzen Geschlechts in Neapel durch das Henkerbeil fallen zu lassen, hatte das Kaisertum und mit ihm seine Trägerin, die deutsche Nation, die führende Stellung in der Welt verloren. Wenn sich aber das Papsttum dadurch einen vollen Triumph zu gewinnen geschmeichelt hatte, so war es einer ungeheuren Täuschung verfallen: die staatliche Einheit der abendländischen Christenheit kam keineswegs unter päpstlicher Führung zustande, vielmehr schwand dieser vom Kaisertum immerhin zeitweise mit einigem Erfolg gepflegte Gedanke nunmehr zweifellos völlig aus der geschichtlichen Entwicklung, und der päpstliche Stuhl mußte sich bald genug von dem gegen die Deutschen von ihm selbst zu Hilfe gerufenen Franzosen eine weit brutalere Tyrannei bieten lassen, als er jemals von den gestürzten Kaisern zu tragen gehabt hatte.

Für unser Volk freilich war der endgültige Zusammenbruch der kaiserlichen Herrschaft von verhängnisvoller Bedeutung: die schon lange vorbereitete und durch die Anerkennung der Territorialfürsten als Landesherren unmittelbar drohend gewordene Auflösung des Reiches in eine Fülle von Einzelstaaten war nun nicht mehr aufzuhalten; die wirtschaftlichen Folgen dieser politischen Wandlung läßt eine einzige Tatsache wie die, daß jetzt ein Rheinschiff bei dreitägiger Stromfahrt an 24 Zollstellen anlegen mußte [1]), deutlich erkennen. Dem gleichen Schicksal der Zersplitterung verfiel infolge des Sturzes der Kaisermacht auch Italien. Und wenn auch das Nationalgefühl hier so wenig erstarb wie in Deutschland, so darf es doch bei keinem der beiden Völker als ein Zeugnis für das Bewußtsein staatlicher Einheit angesprochen werden.

Wieviel glücklicher war die Entwicklung der westeuropäischen Völker! In Frankreich erstarkte das Königtum besonders in dem alle Kräfte der Nation aufrufenden Kampfe mit England, ohne von einem feindseligen Priestertum in seiner nationalen Führerschaft gehemmt zu werden; auf der britischen Insel verschmolzen die verschiedenen Völker zur englischen Nation, ein Vorgang, der eben durch den Krieg mit Frankreich beträchtlich gefördert wurde, und diese rang dem König unter geschickter Benutzung der auswärtigen Händel die Grundlagen einer nationalen Verfassung ab, und auch auf der Pyrenäenhalbinsel begünstigte der jahrhundertelang währende Krieg gegen die Mauren die Vereinigung der christlichen Stämme zur spanischen Nation, die im Cid ihren vielbesungenen Heros fand. In Deutschland dagegen, wo schon die aller Staatsgewalt feindlichen Tendenzen des Lehnswesens auflösend wirkten, verhinderten die immer schärfer hervortretenden ständischen Gegensätze den nationalen Verschmelzungsvorgang: alle

[1]) Ratzel, Politische Geographie, S. 176.

Stände rangen hier miteinander um größte Freiheit ihrer Sonderinteressen, und das Königtum war infolge der Verschleuderung seiner Machtmittel an die ewig unzuverlässigen Vasallen, deren Treue immer neu erkauft werden mußte, und der beständigen Feindschaft eines durch ultramontane Interessen vom Reiche abgelenkten Priestertums nicht in der Lage, die Streitenden zu zügeln. Gerade hier, wo eine starke Reichsverfassung notwendiger war als irgend sonst, fehlte sie durchaus, und bei dem unaufhaltsam fortschreitenden Zerbröckeln aller Machtmittel des Reiches konnte das deutsche Königtum eine brauchbare Grundlage nur noch in einer möglichst ausgedehnten Hausmacht zu gewinnen hoffen.

Daß das Königtum bei dieser Sachlage die Führung der Nation nicht mehr zu behaupten vermochte, leuchtet ein. Im wirtschaftlichen wie im geistigen Leben wurde das ausschlaggebende Glied mehr und mehr das Bürgertum der an Wohlstand rasch zunehmenden Städte, die im begreiflichen Gefühl ihrer wachsenden Macht auch den politischen Vorrang im Reiche erstrebten. Hierin aber stand ihnen nicht sowohl das Königtum als vielmehr das Landesfürstentum entgegen, und aus diesem Gegensatze ging ein lang andauernder Kampf um die Macht hervor, in dem die Zukunft Deutschlands unzweifelhaft mit dem Siege des Fürstentums verknüpft war, wenn anders der monarchische Gedanke seine geschichtlich überlieferte Geltung in ihm bewahren sollte. Durch den Widerstreit der landesherrlichen und der königlichen Interessen aber wurden dessen Aussichten mit den größten Schwierigkeiten belastet.

Ein Glück noch, daß die Krone nach einer andern Seite hin jetzt eine freiere Stellung gewann; denn das im Jahre 1273 neu erstandene deutsche Königtum hatte infolge seiner rein weltlichen Art zunächst wenigstens mit keiner Befehdung von seiten Roms zu rechnen. Ihren Hauptgegner fand die Kurie zu Ende des 13. Jahrhunderts in dem französischen König. Während aber in dem hier eröffneten neuen Kampfe zwischen Kirche und Staat Philipp IV. der Schöne den Staat zum Siege führte, mußte in Deutschland Albrecht I., da er die Nation nicht hinter sich hatte, den ungeheuerlichen Satz anerkennen, daß das deutsche Königtum und das Wahlrecht der Kurfürsten auf päpstlicher Verleihung beruhten. Das geschah in demselben Jahre, in dem der König von Frankreich, um seinen Ansprüchen Anerkennung zu verschaffen, den Papst Bonifaz VIII. in Anagni kurzerhand gefangensetzen ließ! So drückte Philipp der Schöne das Papsttum durch einen Gewaltstreich zu einem Werkzeug kapetingischer Machtpolitik herab und wuchs zu einem auch für Deutschland sich bedrohlich entwickelnden Nachbar heran. Wollte sich dieses französischer Übergriffe erwehren,

so mußte es fortan auch das Papsttum bekämpfen und so den alten verderblichen Streit zum vierten Male ausfechten. Dazu aber bedurfte es geeinter nationaler Kraft.

Statt aber diese Notwendigkeit zu erkennen und ihr entsprechend zu handeln, stürzte sich das deutsche Volk mit der auf Albrechts Ermordung folgenden Wahl Heinrichs VII. in den neuen inneren Zwiespalt zwischen den Anhängern der Lützelburger und denen der Habsburger, der das deutsche Land in ähnlicher Weise zerriß wie einst der Kampf zwischen Staufern und Welfen. Das Papsttum aber erhob, die Gunst der Stunde nutzend, in der Person Johanns XXII. die ungeheuerlichsten Ansprüche: schon 1317 nahm dieser die stellvertretende Reichsgewalt an sich, 1323 forderte er gar Ludwig den Baiern, der durch den Sieg bei Mühldorf die Krone für sich gewonnen hatte, auf, die Regierung binnen drei Monaten niederzulegen, weil er die päpstliche Bestätigung nicht nachgesucht habe, und verhängte, als Ludwig sich weigerte, Bann und Interdikt über ihn. Zwar trat jetzt dem Papst in der Kirche selbst die radikale Bewegung der Spiritualen entgegen, deren demokratische Anschauungen im „Defensor pacis" des Marsilius von Padua einen kraftvollen Ausdruck fanden; den Sieg aber hätte sie doch nur dann gewinnen können, wenn ihr eine mächtige nationale Strömung im deutschen Volke zu Hilfe gekommen wäre. Im Vertrauen auf eine solche zog Ludwig 1328 nach Rom, es fehlte ihm jedoch die volle Unterstützung der Nation, die allein seinem Unternehmen Erfolg verschaffen konnte; auf die Fürsten, die in der Stärkung der Krone ihr Interesse nicht fanden, war kein Verlaß, nur in den Städten regte sich ehrlicher Zorn gegen die Herrschsucht des Papsttums. Aber was nutzte dieser?

Nach erneuter Bannung Ludwigs traten endlich die Kurfürsten im Jahre 1338 zum Kurverein von Rense zusammen und erklärten die Gültigkeit der deutschen Königswahl ohne päpstliche Zustimmung. Welche Wirkung hätte solch ein Schritt zu den Zeiten der sächsischen oder salischen Herrscher gehabt! Damals wäre durch solche Erklärung die deutsche Weltstellung für immer gesichert worden. Aber dazu fehlte den Deutschen ebensosehr die staatliche Disziplin wie der politische Instinkt. Der Beschluß des Kurvereins war eine eindrucksvolle und im Kampfe mit Rom keineswegs bedeutungslose Kundgebung; falsch aber würde sie deuten, wer in ihr ein Zeugnis besonders kräftigen Nationalbewußtseins und monarchischen Sinnes sehen wollte: ihre Rechte wollten die Kurfürsten dadurch wahren, nicht die des deutschen Königs.

Noch gab Ludwig den Kampf nicht auf: er schloß gegen den Papst und Frankreich ein Bündnis mit Eduard III. von England, und an der Aussicht auf einen Krieg mit Frankreich, dessen Begehrlichkeit

nach deutschem Gute seit den Zeiten der Karlinge nicht vergessen war, entzündete sich jetzt das deutsche Nationalgefühl in unverkennbarer Weise. Freilich darf man darin nicht etwas sehen wollen, was die Deutschen vor andern Völkern voraus gehabt hätten, denn dasselbe Gefühl machte sich unter den Franzosen und Italienern geltend, und zwar eher in höherem als in geringerem Grade. Jetzt aber ließ es der König an sich fehlen: er nutzte diese ihm günstige nationale Stimmung nicht, ja er nahm an dem englisch-französischen Kriege gar nicht teil; vielmehr machte er dem Papste demütigende Zugeständnisse, die alles in schweren Kämpfen mühsam Erreichte preisgaben, und erschöpfte seine Kraft in engherziger, skrupellos betriebener Hauspolitik. Wie vorher die Nation den König, so ließ nun der König die Nation im Stich. Da gaben die Kurfürsten ihn preis und wählten Karl von Lützelburg zum Herrscher. Aber nicht der edle Zorn über Ludwigs schmähliches Versagen in nationalen Aufgaben trieb sie zu diesem Schritte, sondern lediglich ihr Groll über die mit wenig sauberen Mitteln erreichten Erfolge seines Strebens nach Erweiterung des Wittelsbachschen Hausguts: eine Äußerung des Nationalbewußtseins ist also die Abkehr der Fürsten von ihm nicht.

Das Bild, das wir von Ludwig dem Baiern im letzten Jahrzehnt seiner Regierung erhalten, läßt ihn in unsrer Schätzung beträchtlich verlieren. Gleichwohl muß man festhalten, daß er der letzte wirklich deutsch gesinnte Kaiser war und es verstand, die Erinnerung an die großen Gestalten eines Heinrich IV. oder Friedrich Rotbart zeitweise lebendig werden zu lassen. Er war auch der erste, der seine Urkunden nicht mehr lateinisch, sondern in deutscher Sprache ausfertigen ließ, worin sich immerhin ein bemerkenswerter Gewinn der nationalen Denkart bekundete. In den Zeiten, die auf ihn folgten, begann sich das Kaisertum allmählich der Nation zu entfremden, eine Entwicklung, die ihren überaus traurigen Abschluß darin fand, daß dieses Kaisertum im Bunde mit der anderen Universalgewalt, dem römischen Papsttum, der deutschen Nation feindlich entgegentrat.

Der Thronwechsel war in gewissem Sinne ein Fehlschlag. Kaum war der Lützelburger Karl IV., ein französisch gebildeter Halbslawe, auf den Thron gekommen, so zeigte sich, daß er die Mehrung seiner Hausmacht als alleinigen Zweck seines Handelns ansah. Aber konnte das bei der völligen Machtlosigkeit der Krone noch anders sein? Nicht das Ziel, nur die Mittel konnten Ludwig dem Baiern zum Vorwurf gemacht werden. Mochten diese aber gut oder schlecht sein, die Opposition der Fürsten war jedem König sicher, der ein tatkräftiges Streben nach dem Ziele einer stattlichen Hausmacht erkennen ließ, und ihr trotziges Selbstgefühl trieb sie alle dazu an, nach dem gleichen Ziele

zu trachten, um möglichst unabhängig vom Reiche zu sein. So entstand in dem neuen Europa, das auf der Grundlage nationaler Staaten sich bildete, nur ein lockeres Nebeneinander deutscher Staatsbildungen, aber kein deutscher Staat. Es war die unausbleibliche Folge dieser eigenbrötlerischen Unfügsamkeit, dieses alle völkischen Gesamtinteressen gleichgültig überspringenden, selbstischen Freiheitsdranges, daß für Jahrhunderte den großen Nationalstaaten das Übergewicht über Deutschland zufiel. Unter Karl IV. geschah der bedeutungsvollste Schritt in dieser Richtung: die Goldene Bulle (1356) steigerte die Macht der Kurfürsten zur vollen Landeshoheit. Die Rechte, die ihnen durch diese verhängnisvollste Urkunde zuteil wurden, machten das Königtum zu einem Scheinbild und verwandelten das Reich Ottos des Großen in eine fürstliche Oligarchie, deren Führer sich nicht als die Anwälte und Vorkämpfer der deutschen Nation, sondern lediglich als die Vertreter dynastischer Interessen betrachteten. Es wäre nicht unmöglich gewesen, den hieraus entspringenden Schäden ein Gegengewicht zu schaffen, wenn das Königtum es verstanden hätte, das Bürgertum der rasch aufblühenden Städte gegen die Macht der Fürsten auszuspielen. Den Städten aber blieb die Teilnahme an den Reichstagen, die sie in England schon 1265, in Frankreich 1302 erreichten, bis zum Ausgang des Mittelalters versagt. Die Gelegenheit, sie in ein festes Verhältnis zur Reichsverwaltung zu bringen, wurde versäumt, sie wurden zugunsten der Fürsten unbillig benachteiligt und in ihrer natürlichen Entwicklung gehemmt, Pfahlbürgertum und Bündnisse wiederholt durch reichsgesetzliche Verfügungen, zuerst in der Goldnen Bulle, verboten.

Unter Karls IV. Sohne W e n z e l, der ihm auf dem Throne folgte, gewannen die ständischen Gegensätze, die fast allein noch den Inhalt der Reichsgeschichte bildeten, beträchtlich an Schärfe und Tiefe. Macht und Einheit des Reiches verfielen in besorgniserregender Weise, ohne daß die Krone imstande war. oder sich auch nur ernstlich bemüht hätte, dem fortschreitenden Zersetzungsvorgang mit wirklich großen Mitteln entgegenzutreten, und während so die Mitte Europas immer tiefer in staatliche Ohnmacht versank, stiegen die Länder ringsum zu immer höherer politischer Macht empor.

Die Bestrebungen der Fürsten, die Entwicklung der Städte aufzuhalten, konnten einen dauernden Erfolg nicht haben, dazu war diese zu gesund und die wirtschaftliche Kraft des Bürgertums bereits zu groß. Zwei Jahre vor Karls IV. Tode entstand der Schwäbische Städtebund, und als ihm Eberhard von Württemberg 1377 mit bewaffneter Hand entgegentrat, bereitete der Bund seinem ritterlichen Aufgebote bei Reutlingen eine schmähliche Niederlage. Damit war eine Periode erbitterter Kämpfe um die Macht zwischen den Ständen eröffnet, die das Reich allenthalben mit Unruhen und Fehden erfüllten. Der Kampf verlief nicht überall in Deutschland gleich. Nördlich vom Bodensee fiel die Entscheidung schließlich zugunsten der Fürsten, die bei Döffingen und Worms Sieger blieben; in der Schweiz dagegen behielten die Eidgenossen bei Sempach und Näfels die Oberhand über das habsburgische Ritterheer, wie uns das Volkslied von der Sempacher Schlacht mit grimmem Humor vermeldet. Für den Süden des Reiches bestätigte der Landfriede von Eger (1389) den Sieg des Fürstentums, aber das wiederholte Verbot der städtischen Sonderbündnisse hatte ebensowenig dauernden Erfolg als die früheren.

Inzwischen hatte sich aber in Niederdeutschland eine Macht gebildet, die der Fürstengewalt nicht minder überlegen war als die Kraft der Schweizer Bauern: d i e H a n s e. Die Hanse ist von Hause aus kein Bund von Städten, sondern von einzelnen Kaufleuten, und nicht in Deutschland entstanden, sondern im Ausland zum Schutze der Rechte und Interessen der Deutschen gegen fremde Willkür und Unbill, welcher der einzelne nicht gewachsen war. Ein nationaler oder politischer Gedanke liegt den sich so Zusammenschließenden fern; sie wünschen lediglich ihr Geschäft vor Schaden zu sichern. Schon um 1130 entstand in London — es ist bezeichnend, daß solcher Schutz zuerst in England nötig war! — eine deutsche Hanse, d. h. Gilde; der Name deutsche Hanse wird dafür erst 1282 gebraucht. Ein Jahrhundert nach dieser ersten Verbindung in der Fremde, 1241, schlossen Hamburg und Lübeck ein Bündnis zu gleichem Zwecke; das ist der Keim des später so mächtigen deutschen Städtebundes, der die Seestädte von Brügge bis Reval und viele Binnenstädte bis Halle, Breslau und Krakau umfaßte, zur Zeit seiner größten Ausdehnung 77, unter Zurechnung aller, die ihm zeitweise angehörten, über 100. Es ist selbstverständlich, daß ein solcher Bund gewerbfleißiger und vermögender Städte sich eine ansehnliche Organisation schuf, die den Interessen der Verbündeten Geltung sicherte, und bald erwuchs die deutsche Hanse — für den Bund deutscher Städte erscheint diese Bezeichnung erst im Jahre 1358 — zur ersten Handelsmacht in den nordischen Meeren. Ihre berühmtesten Kontore hatte sie schon im 12. Jahrhundert in Wisby auf Gotland und Groß-Nowgorod am Ilmensee, seit 1252 in Bergen, 1271 in Brügge und seit etwa 1320 in London, wo die „Osterlinge" den Stahlhof besaßen. 1299 wurde Lübeck zur führenden Stadt des Bundes, dessen wichtigste Aufgabe die Sicherung der deutschen Herrschaft in den baltischen Landen bildete. Ohne eigentliche Absicht wurde sie so zu einem hervorragenden Werkzeug im Dienste der völkischen Interessen. „Darin liegt der erhebende Hauch der Gesundheit, der die hansische Geschichte durchweht, weil sie in einer

Periode traurigen Zerfalles des übrigen Reiches machtvoll zusammenhält, was das Interesse an der baltischen Expansion zusammenführte. Sie wollte nicht national sein, doch wirkte sie national" [1]).

Die Macht der Hanse mußte sie schon früh in Gegensatz zu dem Staate bringen, der bis dahin die Vorherrschaft auf der Ostsee besessen hatte und keineswegs gewillt war, ohne Kampf darauf zu verzichten: Dänemark. In diesem Kampfe, den der dänische König Erich Menved (1286—1319) entschlossen aufnahm, zeigte sich wieder der völlige Mangel nationalpolitischen Sinnes bei den Deutschen in kläglicher Weise: die deutschen Fürsten und Edelleute unterstützten mit ihrer Wehrmacht den Dänenkönig gegen die deutschen Städte, denn in diesen, ihren Landsleuten, sahen sie weit mehr ihre Gegner als in dem ausländischen Herrscher. Nur dessen rascher Tod und die dadurch hervorgerufenen inneren Wirren bewahrten die Ostseestädte vor der Gefahr der Dänenherrschaft. Aber schon nach einer kurzen Zeit vorübergehender Schwäche stieg das dänische Königtum mit Waldemar IV. Atterdag (1340—1375) zu bedeutender Macht empor und beherrschte nicht nur den Sund und die ganze Ostsee, sondern auch die deutschen Küstenländer — keine deutsche Reichsgewalt wehrte ihm das. Ja, im Jahre 1361 nahm Waldemar sogar nach langem Kampfe das zäh verteidigte Wisby, das große Schatzhaus der Hanse, und erpreßte so schwere Geldsummen von ihm, daß es von da an mit der Blüte dieses ältesten Hansekontors auf immer vorbei war. Sechs Jahre dauerte es, bis sich die Hanseaten zur Vergeltung aufrafften: 1367 schlossen sich 57 Städte zur Kölner Konföderation zusammen und erklärten dem Dänenkönig den Krieg. Im nächsten Jahre gelang es dem Lübecker Bürgermeister Bruno Warendorp, Kopenhagen zu zerstören, und mit dem 1370 abgeschlossenen Frieden zu Stralsund erstieg die Hanse den Höhepunkt ihrer Macht. Alle ihre Freiheiten und Vorrechte wurden bestätigt, und wenige Jahre nachher erlangte sie auch in Norwegen ihre alte Machtstellung wieder. Die wirtschaftliche Alleinherrschaft der Hanse war damit entschieden, die Ostsee war ein deutsches Meer. Das war errungen ohne Zutun der Reichsgewalt und im Gegensatz zu den Fürsten des Reiches. Da drängt sich wohl jedem der Gedanke auf: was hätte erst alles erreicht werden können, wenn ein starkes Königtum alle Kräfte der Nation zu einheitlichem Handeln zusammengefaßt hätte!

Prächtig blühte der hansische Handel in Ost- und Nordsee und erregte in wachsendem Maße den Neid wie der nordischen Völker so auch der Niederländer und Briten. Der Reichtum und die Macht der Hansestädte spiegelt sich noch heute höchst eindrucksvoll in ihren stattlichen

[1]) Ratzel, Politische Geographie, S. 346.

Kirchen und Rathäusern, die nicht nur von bedeutenden Mitteln, sondern auch von hoch entwickeltem Kunstsinn ein schönes Zeugnis ablegen. Es war eine Zeit deutscher Kraft und deutscher Bildung, auf die wir noch heute mit gerechtem Stolze schauen.

Und während so die Städte durch die strotzende Kraft des Bürgertums ohne Hilfe des Reiches die Herrschaft auf den nordischen Meeren errangen, stieg im fernen Nordosten im Flachlande der Weichsel und des Pregels der deutsche Ordensstaat, eine Verbindung geistlicher, adliger und bürgerlicher Kräfte, zur ersten Großmacht an der Ostsee empor, das ganze weite Land von Pommern bis zum Peipussee umfassend, das durch deutsche Hand und deutschen Geist in wahrhaft mustergültiger Kolonisationsarbeit der Kultur erschlossen ward. Stiller als die der Hanse, war diese Arbeit nicht minder ruhmvoll und von nicht geringeren Erfolgen begleitet. Hier galt es einen lang andauernden und zähen Kampf erst mit den Preußen, dann mit den Polen und Litauern, und der Sieg über diese bei Rudau unweit von Königsberg 1370 bezeichnet die Machthöhe des Deutschen Ordens im gleichen Jahre wie die der Hanse. Auch hier war die Reichsgewalt unbeteiligt; noch weniger als für die Vorgänge auf den nordischen Meeren zeigte das deutsche Königtum Interesse für diese fernen Kämpfe in kaum bekannten Landen, deren Schicksale doch für das deutsche Volk unendlich wichtiger waren als die Italiens oder des Orients. Freilich wäre es ein großer Irrtum, den Ordensrittern solche Erkenntnis zuzuschreiben: auch ihr Wirken war kein Ausdruck eines politischen Machtwillens der Nation, sondern lediglich der gesunden Volkskraft, die sich in freiem Manneswerk zu betätigen strebt. Aber diese Kraft war eben vorhanden, in überreichem Maße vorhanden, und sie zu klar bewußtem machtpolitischen Streben im Dienste des deutschen Volkstums, vor allem zur Sicherung seiner staatlichen Zukunft zu nutzen wäre die Aufgabe einer wahrhaft nationalen Regierung gewesen.

Wie die Hanse die größte Handelsmacht, so wurde der Ordensstaat die stärkste Finanz- und Kriegsmacht des Nordens. Ganz erstaunlich ist es, was die Brüder vom deutschen Hause hier rein aus sich, ohne Einsetzung von Reichsmitteln geleistet haben. Eine Masseneinwanderung aus ganz Deutschland begründete bis gegen 1400 in Preußen allein 93 deutsche Städte und 1400 Dörfer und germanisierte das Land vollständig. Die Hanse war und blieb eine norddeutsche Erscheinung, der Ordensstaat gewann seine Kraft aus allen Gauen des großen deutschen Vaterlandes. „So war die gewaltige deutsche Nation, die einst Italien beherrscht und ihr Banner auf den Mauern von Jerusalem aufgepflanzt hatte, trotz ihrer elenden Reichsverfassung, die sie lähmte, und trotz der ständischen Gegensätze, die sie zerrissen, durch unverwüstliche Tüchtig-

keit der einzelnen und der Genossenschaften die wirtschaftliche und vielfach auch die politische Gebieterin des Nordens und Ostens geworden, und nirgends trat sie so herrisch, stolz und gewalttätig auf wie hier, wo sie sich zugleich als überlegene Kulturmacht fühlte." Aber gegen diese beiden schönsten Blüten deutschen Volkstums erhoben sich zu Ende des 14. Jahrhunderts zwei drohende Gefahren: 1386 vereinigte Wladislaw II. Jagello Polen und Litauen unter seiner Herrschaft und entzog durch Einführung des Christentums dem Orden seine Lebensaufgabe, und 1397 verknüpfte die dänische Königin Margarete durch die Union von Kalmar die drei nordischen Reiche zu einem mächtigen Herrschaftsgebiet.

1397–1519.

Immer unbestreitbarer und erhebender trat im Laufe des 14. Jahrhunderts die Überlegenheit deutscher Kultur in die Erscheinung; war es auch mehr die materielle als die geistige Kultur, die diese überragende Stellung gewann, so war sie doch der Anregung und des Segens nicht nur für Deutschland, sondern auch für die andern Völker voll. War es ein Zufall, daß dieser Aufschwung der deutschen Kultur nun erst eintrat, nachdem das Trachten nach den verbotenen Früchten des südlichen Gartens jenseits der Alpen aufgegeben war? Befreit von dem Alpdruck verderblicher Phantome, war das deutsche Volk endlich zu sich selbst gekommen und seines eigenen Wesens sich bewußt geworden. Ledig der phantastischen Weltherrschaftsideen, gab seine Kraft sich in naivem Wirklichkeitssinn, im Greifen nach dem Erreichbaren kund, und was erreicht wurde, war wahrlich nicht weniger wert als die gleißende Pracht der gifthauchenden Wunder des Südens.

Aber hinter der deutschen Kulturherrschaft stand nicht die Macht einer politisch organisierten großen Nation. Das Königtum setzte sich, um überhaupt etwas zu gelten, die äußere Politik vernachlässigend, Aufgaben, die mit dem Wohle der Nation nichts zu tun hatten, ihm eher zuwiderliefen, und hatte an den ruhmreichsten Taten deutscher Kulturausbreitung keinen Anteil. Nun erhoben sich gegen sie in Ost und West gewaltige Kriegsmächte, geführt von weitblickenden nationalen Fürsten und erfüllt von starkem politischen Ehrgeiz, während im Innern Deutschlands die ständische Zersetzung fortschritt und immer lauter der Ruf nach Kirchenreform und Stärkung der Reichsgewalt erscholl; denn der Zustand der Kirche war seit dem Eintritt der großen Spaltung von 1378 in ein Papsttum zu Rom und ein zweites zu Avignon so unwürdig, ihre Vertreter vielfach so verweltlicht, und die Ketzerei nahm so überhand, daß die Reformbedürftigkeit sich jedem, der es mit der Kirche wohl meinte, unabweisbar aufdrängte

Vier Angelegenheiten waren es also, die das deutsche Volk im 15. Jahrhundert vor allem beschäftigten: das Schicksal der Hanse und des deutschen Ordens, die Kirchen- und die Reichsreform.

1. Die Hanse. In dem Kriege, in den sich die Dänenkönigin Margarete durch ihre Wahl auch zur Herrscherin Schwedens gegen dessen bisherigen König Albrecht von Mecklenburg verwickelt sah, belagerte Margarete jahrelang das von vielen Deutschen bewohnte Stockholm. Die Mecklenburger Herzöge nahmen, um die Belagerten mit Lebensmitteln zu versehen, die berüchtigten Vitalienbrüder in Dienst; allein diese Seeräuber schädigten den gesamten Ostseehandel so schwer, daß die Hanse zwischen Margarete und den Herzögen von Mecklenburg den Frieden zu Lindholm vermittelte, durch den sie Stockholm in Pfandbesitz erhielt. Nun vereinigte Margarete die drei nordischen Reiche unter einer Krone und erhielt die schwedische Hauptstadt von der Hanse gegen Bestätigung von deren Privilegien zurück. Es war ein großer politischer Fehler, daß die Hanse den Besitz Stockholms nicht benutzte, um die Bildung des nordischen Großreichs zu verhindern; es siegten hier die wirtschaftlichen Gesichtspunkte über die politischen, und es zeigte sich an einem hochbedeutsamen Beispiel, daß die Hanse nur eine kommerzielle, aber keine politische Gemeinschaft war. Aber auch ein wirtschaftlich über die Vorteile des Tages hinausreichender Blick hätte der Hanse eine andere Haltung vorschreiben müssen; denn daß die Vereinigung der nordischen Königreiche den deutschen Handelsinteressen früher oder später gefährlich werden mußte, während ihr Zwiespalt der Herrschaft des deutschen Handels nur dienen konnte, war nicht schwer einzusehen. Wenn sich die Handelsherrschaft der Hanse gleichwohl noch fast ein Jahrhundert lang auf der erreichten Höhe hielt, so ist das ein Zeugnis für ihre wirtschaftliche Stärke, aber nicht für die Richtigkeit ihrer politischen Haltung.

Bald aber nagten andere Schädlinge an den Wurzeln des stolzen Baumes: in den wendischen Städten wurde die Herrschaft des Rates durch Erhebungen der Zünfte, die Anteil am Stadtregiment begehrten, erschüttert. Die alte aristokratische Form der Stadtverwaltung wurde von den demokratischen Anschauungen der Handwerker mehr und mehr bestritten und an manchen Orten ohne allzu schwere innere Wirren abgelöst. Viele Städte aber verloren doch durch diese inneren Gegensätze, die nicht immer friedlich auszugleichen waren, an Kraft, ihre Interessen gegen äußere Gegner mit genügendem Nachdruck zu vertreten. Dazu kam, daß sich zwischen den einzelnen Dritteln bzw. Vierteln der Hanse eine wachsende natürliche Verschiedenheit der Handelsinteressen herausbildete, indem für die rheinischen Städte die Beziehungen zu den Niederlanden und England, für die wendischen und preußischen die

zu Skandinavien, Polen und Rußland schwerer ins Gewicht fielen. Diese Unterschiede zerrissen den großen Bund in mehrere Gruppen, die bisweilen in ernste Fehden miteinander gerieten.

Und zu diesen inneren Gefahren trat noch eine äußere von erheblich größerer Bedeutung: in immer zunehmender Zahl begannen die Niederländer in die Ostsee einzudringen, um die Hansestaaten aus dem Handel mit dem östlichen Europa zu verdrängen, und fanden dabei begreiflicherweise bereitwillige Unterstützung von seiten der Dänen, die sie als willkommene Helfer im Kampfe mit der Übermacht der verhaßten deutschen Kaufleute begrüßten. Da begingen abermals Deutsche — diesmal nicht die Bürger der Städte — den denkbar größten politischen Fehler, der in dieser Lage der Dinge die schwerste Bedrohung des Deutschtums bedeutete: der schleswig-holsteinische Adel wählte im Jahre 1460, um seine Privilegien zu sichern, den Dänenkönig Christian von Oldenburg zum Landesherrn in den Elbherzogtümern. Lediglich die ständische Selbstsucht gab dafür den Ausschlag, mochte man auch den nationalen Interessen damit ins Gesicht schlagen; denn durch diese Wahl wurde Schleswig-Holstein aus einem Bollwerk Deutschlands in ein Außenwerk Dänemarks verwandelt.

Mit den Spaltungen innerhalb der Hanse wuchsen die Feindseligkeiten der Fremden, die von der Uneinigkeit der Deutschen wie immer Nutzen zu ziehen verstanden. Niederländer und Engländer — die „wagenden Kaufleute" erschienen schon im 14. Jahrhundert in Hamburg — drangen immer mehr in die Ostsee ein, und 1494 plünderte Iwan IV. den Peterhof der Hanseaten in Nowgorod aus. Und als wäre es mit diesen Bedrängnissen nicht genug gewesen, schien auch die Natur mit den Feinden der Deutschen im Bunde zu stehen; denn seit 1416 wendeten sich die großen Heringszüge, die den Fischfang zur vornehmsten Quelle des hanseatischen Reichtums gemacht hatten, von der Ostsee ab und den Niederlanden zu, so daß die hansischen Fischereien auf Schonen, die so lange geblüht hatten, aufhören mußten.

Es war nicht zu verkennen: der Stern der Hanse neigte sich zum Niedergange.

2. Der deutsche Ritterorden. Noch früher als die der Hanse brach die Macht des deutschen Ritterordens im Preußenlande zusammen. Seit der Vereinigung Polens und Litauens schwand im Orden mit dem Zweck auch der alte Geist edlen und kühnen Heldentums, dem der Orden seine raschen und großen Erfolge verdankte. Des steten Kampfes mit den Heiden ledig, versanken die Ritter in ein verweichlichendes Wohlleben, und mit dem dadurch herbeigeführten Verfall ihrer Kraft stand ihr herrisches Auftreten in besonders häßlichem Widerspruch. Dadurch erbittert, wollten sich der Landadel und die Städte

der Herrschaft des verhaßten Ordens nicht mehr fügen und nährten unter sich mit wachsendem Groll den Geist der Unbotmäßigkeit und Verschwörung. So gründete 1397 die überdies halbpolnische Ritterschaft des Kulmerlandes den Eidechsenbund, dessen einziger Zweck die Vernichtung der Ordensherrschaft war. Der Widerstand der Städte gegen diese beruhte hauptsächlich darauf, daß der Orden durch den Eigenhandel, den er betrieb, ihnen den wirtschaftlichen Gewinn schmälerte und ihre Selbständigkeit einengte. Auf diese Weise im eigenen Lande wurzellos geworden, besaß der Orden nicht mehr Kraft genug, den Gefahren, die von dem gewaltig erstarkten Polenreiche drohten, erfolgreich entgegenzutreten: nach längeren Kämpfen erlag er 1410 bei Tannenberg der polnischen Übermacht und ihren tschechischen und tatarischen Söldnern. Fast das ganze Land huldigte darauf schimpflich dem Sieger; nur die Marienburg, seit 1309 der Sitz des Ordens, wurde durch die Tapferkeit und Umsicht des Komturs Heinrich Reuß von Plauen, der die Burg acht Wochen lang mit Erfolg verteidigte, vor den gierigen Händen der Polen gerettet. Wenn der Thorner Friede von 1411 die Grenzen des Ordensgebiets im wesentlichen unverändert ließ, so verdankte das der Orden nicht der eignen Macht, sondern dem diplomatischen Eingreifen König Sigmunds von Ungarn, dem an einer Erweiterung des polnischen Machtbereichs wenig gelegen sein konnte. An der Niederlage hatte aber nicht die polnische Übermacht allein, sondern auch die wachsende Zuchtlosigkeit des Ordens schuld, die früher oder später zu schlimmeren Folgen führen mußte. Als Heinrich Reuß den Landadel durch Bewilligung einer ständischen Verfassung zu versöhnen strebte, wurde er, während ein neuer Krieg mit Polen ausbrach, 1413 abgesetzt und dann auf unberechtigten Verdacht eines Einvernehmens mit Polen hin zehn Jahre lang gefangengehalten. Im Jahre 1440 bildeten der Landadel und die Städte den Preußischen Bund, der den Eidechsenbund in sich aufnahm, und trugen 1454 dem Polenkönig die Herrschaft über das Ordensland an. Abermals entbrannte der Krieg zwischen dem Orden und der slawischen Großmacht und dauerte 13 Jahre. Die Finanznot zwang den Orden, einzelne seiner Burgen seinen fremden Söldnern zur Bezahlung zu überlassen. Da haben 1457 die Tschechen die ehrwürdige Marienburg den Polen überliefert. Drei Jahre später zog König Kasimir IV. in der alten Hansestadt Danzig ein, und der zweite Friede von Thorn, der 1466 zustande kam, besiegelte das Ende der Ordensmacht: Westpreußen und Ermland wurden polnisch, der Rest des Preußenlandes trat unter Polens Lehnshoheit. Das war ein schwerer Schlag für die deutsche Kulturherrschaft, dessen Nachwirkungen sich gerade heute in ihrer ganzen Verderblichkeit zeigen: die damals abgetretenen Gebiete sind stark mit polnisch-katho-

lischer Bevölkerung durchsetzt und darum auch heute wieder dem Deutschen Reiche größtenteils verlorengegangen; wie damals hat auch heute wieder das 1916 erneuerte Königreich Polen durch das Vordringen zur Danziger Bucht den Zugang zum Meere erreicht, und Ostpreußen droht, vom übrigen Deutschen Reiche getrennt, in der polnischen Flut zu versinken.

3. Die Kirchenreform. Über die Notwendigkeit einer gründlichen Erneuerung der Kirche an Haupt und Gliedern war jeder Zweifel ausgeschlossen. Das Doppelpapsttum mit seiner fortschreitenden Entsittlichung, besonders der schamlos geübten Simonie, um derentwillen man einst die deutschen Herrscher verflucht hatte, hatten die Kurie zum Bankhaus entwürdigt, die Kirchenverwaltung zerrüttet, das religiöse Leben der Laien vergiftet. Als spräche sich darin ein Naturgesetz aus, so allgemein erscholl der Ruf nach Reform.

Daß das Konzil, welches 1409 in Pisa stattfand, die Schäden nicht heilen würde, war bei den herrschenden Parteiverhältnissen und der Art, wie die großen Fragen dort angegriffen wurden, von vornherein unzweifelhaft; es fügte zu dem Übel noch die Lächerlichkeit: statt zweier hatte man nun drei Päpste. Die Lage war noch wesentlich verschlimmert. Und im Reiche stritten zu gleicher Zeit drei Fürsten um die Krone. Die Welt schien aus den Fugen. Viele erhofften nun von Hussens Auftreten Besserung. Dieses aber entsprang keineswegs nur dem religiösen Gegensatz zur Kurie, sondern mindestens ebensosehr der nationalen Feindschaft gegen das Deutschtum. Der große Anhang, den der fanatische Tscheche in Deutschland fand, ist ein Zeugnis dafür, daß den Deutschen die Kirchenreform die wichtigste aller Angelegenheiten war, aber auch ein neuer Beweis für den Mangel an nationalem Instinkt, der sie immer hinderte, ihren völkischen Interessen zum Rechte zu verhelfen. Noch heute findet man in den meisten deutschen Geschichtsbüchern Huß als einen Vorläufer Luthers verherrlicht, von der gehässigen Bekämpfung des Deutschtums durch den tschechischen Hetzapostel aber nicht ein Wort. Daß König Sigmund dem kühnen Neuerer das zugesicherte freie Geleit nicht hielt, sondern seine Verbrennung durch die Kurie auf dem Konstanzer Konzil 1415 zuließ, mußte das deutsche Volk mit schweren Leiden büßen: fast zwei Jahrzehnte lang dauerten die furchtbaren Verwüstungen, die die Hussitenkriege über die blühendsten Gaue des deutschen Landes bis zum Strande der Ostsee brachten; vielenorts schienen die Tage der Magyaren und Hunnen wiedergekehrt. Diese Kriege hatten ein doppeltes Ergebnis: einerseits die Vernichtung der deutschen Kultur Böhmens, wofür die Auswanderung der deutschen Studenten aus der ältesten deutschen Universität das kennzeichnende Merkmal war; andererseits die Behauptung einer ketzerischen Landeskirche gegen alle Machtmittel der Kurie, worin man immerhin einen Hoffnungsstrahl für die ersehnte Kirchenbesserung erblicken durfte.

Im Jahre 1438 unternahmen die Kurfürsten die einleitenden Schritte zur Schaffung auch einer deutschen Landeskirche, indem sie die 1435 beschlossenen Reformdekrete des Konzils zu Basel annahmen, die das freie Wahlrecht der Kapitel festsetzten, die Appellationen nach Rom beschränkten, die Annaten, Palliengelder und simonistischen Abgaben abschafften. König Albrecht II. erkannte diese Dekrete an, und der Reichstag zu Mainz erhob sie 1439 zum Reichsgesetz. Das war ein würdiges Seitenstück zu der gleichzeitigen Pragmatischen Sanktion von Bourges, die 1438 unter Karl VII. in Frankreich zustande kam, und durfte als ein Erfolg verheißender, von den Reichsgewalten beschrittener Weg zur Durchführung einer gesunden Kirchenreform freudig begrüßt werden. Allein zum großen Unglück unseres Volkes starb der begabte und willensstarke Albrecht II., der tüchtigste aller Herrscher aus dem habsburgischen Hause, schon im selben Jahre, und sein Nachfolger Friedrich III. war zu unfähig und willensschwach, um diese nationale Kirchenpolitik fortzuführen. Und dieser untüchtigste aller Habsburger sollte die Krone am längsten tragen. Von dem verschlagenen Enea Silvio Piccolomini, der später selbst den päpstlichen Stuhl bestieg, beeinflußt, schloß er im Jahre 1448 mit Papst Nikolaus V. das Wiener Konkordat, das dem deutschen Volke alle durch die Baseler Dekrete gewonnenen Rechte wieder entriß. Damit war der verheißungsvolle Ansatz zu einer deutschen Nationalkirche gescheitert, weil diese Bewegung nicht von einer starken und klugen Staatsgewalt unterstützt wurde. Es war das zweite Mal, daß solche höchst wertvolle Gelegenheit versäumt wurde (vgl. S. 16).

Im Jahre 1453 empfing Friedrich III. die Kaiserkrone fast wie ein päpstliches Geschenk. Die hochgespannten Hoffnungen auf die Kirchenreform lagen zerbrochen am Boden; die Mißstände, die den frommkirchlichen Sinn untergruben, wucherten ärger denn je.

4. Die Reichsreform. Noch dringender freilich war die Erneuerung der Reichsverfassung; hier handelte es sich um nichts Geringeres als um die Frage, ob es gelingen werde, überhaupt eine Lebensform des deutschen Volkes als Nation zu finden. Gelang das nicht, so war es unvermeidlich, daß das reich begabte, kulturell hoch entwickelte Volk politisch hinter den zu kraftvollen Nationalstaaten geeinten Völkern des übrigen Europas auf Jahrhunderte zurückblieb, und es konnte zweifelhaft erscheinen, ob solcher Vorsprung der andern jemals wettgemacht werden könnte. Unsere Zeit hat diesen Versuch gemacht — er ist gescheitert.

König Sigmund unterschied sich von seinen Vorgängern auf dem

Throne dadurch vorteilhaft, daß sein Trachten nicht in erster Linie auf Vermehrung seines Hausbesitzes, sondern auf Stärkung der Reichsgewalt gerichtet war. Er wollte die Machtstellung des deutschen Königs heben und bemühte sich deshalb, eine Reichsreform herbeizuführen. Richtig hatte er erkannt, daß der Kernpunkt aller Bestrebungen, des Reiches Macht zu mehren, in dem größeren Gewicht der Zentralgewalt zu suchen sei, in der die Fäden der Verwaltung zusammenlaufen müßten. Schon der Nürnberger Landfriede von 1383 hatte eine Einteilung des Reiches in vier „Parteien", der Egerer von 1389 eine solche in sieben Bezirke vorgesehen. An diesen Gedanken anknüpfend, beabsichtigte Sigmund das Reich in vier Kreise zu gliedern, von denen jeder einem Reichshauptmann unterstellt werden sollte; eine Reichssteuer im Betrage von 1 Prozent des Vermögens sollte erhoben, ein Reichsheer geschaffen werden. Einheit der Verwaltung, der Finanzen und des Heerwesens waren die Träger dieser Reichsreform; auf diesen Grundlagen jeder gesunden Staatsordnung dachte Sigmund sein Reformwerk aufzubauen. Aber der Plan scheiterte an dem Widerstande der Teilgewalten, die durch eine halbtausendjährige Geschichte bereits zu unüberwindbaren Mächten herangewachsen waren: die Städte fürchteten von der Vermögenssteuer eine Schädigung ihres Handels, die Fürsten von einer einheitlichen Verwaltung und Wehrmacht unter monarchischem Zepter eine Einbuße ihrer Selbständigkeit; insbesondere widerstrebten die Kurfürsten eifersüchtig jeder Stärkung der Königsgewalt.

In der Erkenntnis, daß bei der Herrschaftsstellung, zu der sich die fürstliche Aristokratie emporgeschwungen hatte, eine Reichsreform nur auf dem Boden einer Konföderation möglich sei, hat 1453 der Trierer Erzbischof Jakob von Sirck eine Denkschrift ausgearbeitet: „Mit welchen Mitteln das römische Reich wieder aufzubringen wäre", die vom Reichstag mit dem Kaiser beraten werden sollte. Aber er starb 1456, ohne daß etwas geschehen wäre. Das Regiment Friedrichs III. war nicht derart, daß man für solch bedeutendes Werk irgendwelche Förderung hätte erwarten dürfen. Der Kaiser hatte für diese Vorschläge kein Verständnis; er sah in ihnen nur eine Bedrohung seiner Rechte und Interessen. Auch die weiteren Reformentwürfe, die König Podiebrad von Böhmen, Markgraf Albrecht Achilles von Brandenburg und zuletzt 1485 der Mainzer Erzbischof Berthold von Henneberg vorlegten, hatten keinen besseren Erfolg.

„Die Zersetzung der Reichsgewalt durch Sondergewalten . . fand ihr Gegenstück in der Auflösung der Territorien durch fürstliche Erbteilungen und ständische Gegensätze, also durch das fortgesetzte Überwuchern privatrechtlicher Anschauungen und persönlicher Interessen."

Und das geschah zur selben Zeit, während im Südosten Europas

die Türken, der furchtbarste Feind des christlichen Abendlandes, die 1389 in der Schlacht auf dem Amselfelde das serbische Reich vernichtet und 1394 ein Kreuzheer, das Sigmund als König von Ungarn gegen sie geführt hatte, bei Nikopoli geschlagen hatten, Konstantinopel eroberten (1453) und im Westen das neu-burgundische Reich Karls des Kühnen mit seinem französisch-monarchischen Charakter zu einer schweren Gefahr für Deutschland emporwuchs. Hier aber ist es dem Hause Habsburg gelungen, durch seine kluge Ehepolitik eine glückliche Wendung zu erzielen. Als 1477 Karls Tochter Maria, sein einziges Kind, den Habsburger Maximilian heiratete, „fiel das reiche Erbe der Burgunderherzöge den Habsburgern zu. Lang oder ganz dem Reich entfremdete Gebiete wurden ihm zurückgebracht, unzweifelhaft ein glänzender Erfolg auch im nationalen Sinne, nur daß er nicht durch deutsche Kraft, sondern durch höfische Diplomatie erfochten war." Immerhin war damit eine ernste Gefahr, deren Größe nicht leicht überschätzt werden konnte, beseitigt.

Das Dringendste aber, was einer deutschen Regierung oblag, war doch die Reform der Reichsverfassung: das Reich hatte ja weder eine Steuerverfassung noch eine Wehrordnung, kaum eine geordnete Rechtspflege und Gesetzgebung und keine wirksame vollziehende Gewalt. Ein Staat, der dieser unentbehrlichen Daseinsformen entbehrt, ist ein lebender Leichnam. Wie wenig von Reichstagen Abhilfe zu erwarten war, hatten die letztvergangenen Jahrzehnte deutlich gezeigt. Kein Wunder: herrschten doch auf ihnen fast hemmungslos die Sonderinteressen der reichsfürstlichen und der geistlichen Aristokratie; die Reichsstädte erhielten erst 1489 eine anerkannte Stellung auf ihnen, der niedere Adel und die Bauern waren gar nicht vertreten.

Inzwischen stiegen die anderen größeren Staaten zu nationalen, absoluten, auf Geldwirtschaft und Söldnerheeren beruhenden modernen Monarchien auf. In Deutschland dagegen stieß die unbedingt notwendige Reichsreform auf den zähen Sondergeist der Fürsten und die Kurzsichtigkeit der Städte und fand an ihnen unüberwindliche Hindernisse. Mit Recht weist Ratzel darauf hin, daß in den immer erneuten Kämpfen zwischen der weiteren Raumvorstellung der Herrscher Deutschlands mit der engen der Fürsten und Städte der Sieg nach einem gewissermaßen naturgesetzlichen Vorgange auf der Seite der Zersplitterung blieb, da die kleineren Räume nicht bloß in der geschichtlichen Stammesgliederung und in der Verteilung des Grundbesitzes gegeben, sondern auch den Raumbegriffen und Verkehrsmitteln der Zeit angepaßt waren. Die entscheidende Tatsache dabei findet er jedoch darin, daß „nicht die Vertreter der großen, sondern die der kleinen Auffassung sich der im Laufe der wirtschaftlichen Entwicklung wachsenden Mittel zur zusammen-

fassenden Herrschaft bemächtigten. Besonders die Gelegenheit, bei dem Übergang aus der Natural- in die Geldwirtschaft Nutzen für die größere Staatseinheit zu ziehen, ist in Deutschland zur selben Zeit verpaßt worden, wo sie in Frankreich und England ausgenutzt ward“ [1]). So wichtig auch die natürlichen Ursachen sind, den Ausschlag gab doch auch hier der Mangel des politischen Instinkts bei den Deutschen.

Der Gegensatz zwischen den Anschauungen des Kaisers und denen der Fürsten trat auf dem Reichstag zu Worms im Jahre 1495, dessen Hauptaufgabe die große Reform sein sollte, schroff zutage: Kaiser Maximilian I. erstrebte eine zentralistische, die Fürsten unter Führung des Mainzer Erzbischofs Berthold von Henneberg und Friedrichs des Weisen von Sachsen eine föderative Reichsverfassung; bei diesem unlösbaren Widerstreit der Willensrichtungen war das große Werk von vornherein zum Scheitern verurteilt. Das Ergebnis der gewaltigen Arbeit war denn auch lächerlich gering: es bestand in der Einführung des Reichskammergerichts und der Reichsmatrikel, zweier rein ständischer Einrichtungen; die unitarischen Forderungen des Kaisers hatten nicht durchzudringen vermocht. Der Kölner Reichstag von 1512 hat noch die Einteilung des Reiches in zehn Kreise hinzugefügt, die freilich zunächst ebenso auf dem Papier stehenblieb wie die früheren Pläne der Reichssteuer und der Reichsaushebung. Das im Jahre 1500 begründete Reichsregiment ging zwar schon nach zweijährigem Bestehen wieder auseinander, aber ein Sieg der kaiserlichen Sache war das nicht, vielmehr war ganz ernstlich von Maximilians Absetzung die Rede. Der Sieg der territorialen Gewalten über die des Reiches war vollkommen. Das politische Leben der Nation hatte sich aufs neue in die Einzelgebiete zurückgezogen.

Dazu kam ein äußerst schmerzlicher Verlust des Reiches: die Schweiz verweigerte die Unterwerfung unter das Reichsgericht und die Reichssteuer und mußte nach einem unglücklichen Feldzug des Kaisers gegen sie im Frieden zu Basel 1499 tatsächlich aus dem Reichsverband entlassen werden. Die Einbußen wertvollen deutschen Landes begannen sich zu mehren: das ohnmächtige Reich hatte die Schutz- wie die Befehlsgewalt über seine Glieder verloren.

Die äußere Reichspolitik hatte keine besseren Erfolge: die Hanse mußte den Verkehr mit Schweden aufgeben und die Niederländer in Norwegen, Schonen und Gotland zulassen; die Russen bedrängten den deutschen Ritterorden in dem ihm verbliebenen livländischen Besitz immer heftiger, Schleswig-Holstein war fast dänisch, im Südosten drohten die Türken. Die deutsche Machtstellung war auf

[1]) Ratzel, Politische Geographie, S. 180.

allen Punkten erschüttert, auf einigen schon vernichtet, die Reform des Reiches, die es wieder hätte kräftigen können, infolge des inneren Zwistes gescheitert. Düster waren die Aussichten, die sich der politischen Zukunft des tüchtigen deutschen Volkes eröffneten. Die Herrschaft des Hauses Habsburg hatte ihm kein Glück gebracht.

All diese Schwierigkeiten hätten sich indes durch einen starken und zielbewußten nationalen Sinn mit beherztem Handeln überwinden lassen. Allein eben damals erlitt das deutsche Nationalgefühl einen schweren Schaden durch die Aufnahme des römischen Rechts, die durch die Heranziehung von Juristen zur Verwaltung praktisch vorbereitet war und durch die Gründung von Universitäten in Deutschland bedeutend gefördert wurde. Den Fürsten war es politisch nützlich, weil es, frei von allen Hemmungen durch das Lehnrecht und die Stände, ihre absolute Gewalt stärkte, den Städten wirtschaftlich, weil es dem einzelnen größere Handlungsfreiheit gewährte und die den Handel einengenden und belastenden Partikularrechte durch Rechtseinheit ersetzte. Der Zersplitterung schien es zwar dadurch entgegenzuwirken, steigerte sie aber tatsächlich doch durch die Stärkung der Territorialgewalt, und indem es das Volk von der Teilnahme am Rechtsleben zugunsten einer geschlossenen Kaste verdrängte, die Gerichtstätigkeit für diese zu einem Geschäft machte und mit seiner Rechtsauffassung der deutschen Volksseele entschieden widerstritt, wirkte es schwer schädigend auf das Nationalgefühl der Deutschen.

Demgegenüber muß mit Nachdruck betont werden, daß die in gesundem Wachstum begriffene und sich immer weiter ausbreitende deutsche Kultur unseres Bürgertums durch und durch national war. Seit etwa 1450 sind unsere Urkunden bis ins östlichste Schlesien deutsch. Fremdwörter wurden zwar nicht gemieden, hoben sich aber nun als solche von dem meist reinen Deutsch ab. Das Lateinische starb als Sprache des lebendigen Gebrauchs ab; die römischen Ziffern wurden von den sogenannten arabischen verdrängt. Die Künste und das Kunsthandwerk leisteten Großes; man braucht ja nur an Nürnberg und seine berühmten Meister zu denken. In der Dichtung tritt zwar kein einzelnes überragendes Werk an den Tag, aber das Volkslied erreicht mit dem 15. Jahrhundert seine Blütezeit und schenkt der dankbaren Nachwelt Werte echtester Poesie. Auch das ist ein erfreuliches Zeichen, daß das Volkslied jetzt von Deutschland zu singen beginnt, zuerst 1512. Aber der Begriff der deutschen Nation ist noch nicht volkstümlich, sondern auf die höher gebildeten Kreise beschränkt: er tritt uns zuerst an den Universitäten und auf den Kirchenversammlungen entgegen; ins Volk verpflanzt ihn erst die Reformationszeit, da begegnet er auch gleich im Volkslied, z. B. in dem auf den Tod Moritzens von Sachsen.

Um über das 15. Jahrhundert bei seinen schweren politischen Verlusten nicht unbillig zu urteilen, muß man vor allem das eine festhalten: das ausgehende Mittelalter war nicht eine Zeit deutscher Schwäche, sondern der Schwäche des Reiches, aber herrlicher Kraft des deutschen Volkes.

1519—1648.

Diese Kraft hat nun im 16. Jahrhundert auch die größte Tat geboren, die das deutsche Volk im ganzen Verlaufe seiner Geschichte vollbracht hat: die Reformation. Und doch ist auch sie nur ein Glied einer großen Entwicklung, nur eine Seite des deutschen Wesens und berechtigt für sich allein uns nicht, die folgenden Jahrhunderte als Neuzeit den vorangegangenen gegenüberzustellen. Für die nationale Geschichte des deutschen Volkes ist vielmehr — leider! — die Erscheinung Karls V. von größerer Bedeutung als die Luthers. Die entscheidende Frage für die Zukunft unseres Volkes, die Lebensfrage schlechthin war die, ob es ihm gelingen würde, für seine Gesamtheit die seiner Kraft und Bedeutung entsprechende nationale Daseinsform zu finden. Diese Frage hat das 16. Jahrhundert verneint. Die Deutschen haben die moderne Wissenschaft begründet, eine hohe Kunstblüte geschaffen, das religiöse Leben erneuert, also ihre Kräfte für ideale Aufgaben verbraucht; die dringende Neugestaltung der staatlichen Ordnung im nationalen Sinne ist ihnen nicht gelungen. Dürfen wir heute Besseres hoffen?

An der Pforte der Neuzeit stehen Luther und die Humanisten.

Der Humanismus fällt überall mit einem Erstarken des Nationalgefühls zusammen. Über das ursächliche Verhältnis dabei ist ein allgemein gültiges Urteil nicht möglich: hier war die eine, dort die andere Macht das treibende Element. In Deutschland ist nicht zu verkennen, daß der patriotische Sinn das ursprünglichere Prinzip war, daß er die Humanisten zum Kampfe gegen Rom befeuerte. Der kraftvollste und kühnste nationale Kämpfer war Ulrich von Hutten, eine Heldengestalt von erquickender Ursprünglichkeit, ein Erbe altgermanischen Rechtsinns trotz seiner gelehrten Feder. Er sah in Luther nicht den Befreier aus geistigen Nöten, sondern den Bannerträger im nationalen Kampfe gegen das allezeit deutschfeindliche Rom. Und zweifellos ist die Reformation eine Auflehnung des deutschen Geistes gegen den Romanismus, also eine deutschnationale Tat; wer ihr das abstreiten will, der hat ihr innerstes Wesen nicht erfaßt. Eben weil sie das war, konnte sie auch nur aus Deutschland hervorgehen, all den Vorreformatoren, dem Franzosen Petrus Waldus und dem Engländer John Wiclif, dem Tschechen Huß und dem Italiener Savonarola, fehlte

eben das Entscheidende: das deutsche Gemüt und das deutsche Gewissen. Luther ging im Gegensatz zu ihnen allen von seinem persönlichen religiösen Bedürfnis aus; sie wollten Erneuerer der Kirche werden und wurden es nicht; Luther dachte gar nicht daran und wurde es. Sein Streben war das Heil seiner Seele, er fragte nichts nach der Welt und ihrer Macht; und doch war er von der Vorsehung bestimmt, die alte verderbliche Verbindung Deutschlands mit Rom zu sprengen und die einst von Gregor VII. begründete Priesterherrschaft zu erschüttern. Wie war das möglich? Weil er im entscheidenden Augenblick seines Lebens die nationalen Kräfte seines Volkes ergriff und von ihnen ergriffen wurde.

Freilich war damit die Entscheidung der Frage in die Hände einer Macht gelegt, die dem Wesen der Sache völlig fremd war. Es wird sich nicht verkennen lassen, daß die Reformation erst durch die Verbindung mit dem nationalen Gedanken jene Stoßkraft erhielt, die ihr den Sieg über das hierarchische System Roms ermöglichte; aber ihr Schicksal und damit das des deutschen Volkes hing, seit sie zur Sache der Nation geworden war, von der Stellung der Staatsgewalt zu ihr ab. Und für diese mußte die Persönlichkeit des Kaisers von ausschlaggebender Bedeutung sein. Gingen Kaiser und Nation in dieser wichtigsten Angelegenheit, die jemals die Seele unseres Volkes bewegt hat, zusammen, so durfte man für Deutschland eine Zukunft voll Glück und Größe erwarten.

Im Jahre 1519 starb Kaiser Maximilian, der Luthers öffentliches Hervortreten noch erlebt und geraten hatte, den Mönch „fleißig zu bewahren". Die deutsche Krone kam trotz der ungeheuren Geldmittel, die Franz I. von Frankreich zur Bestechung der Kurfürsten verschwendete, an Karl von Spanien, der mit diesen Mitteln noch freigebiger verfuhr. Die Wahl galt allgemein als Sieg der nationalen Sache, nur weil Karl der Enkel Maximilians, also wieder ein Habsburger war. Niemals hat sich ein Volk schwerer getäuscht. Der junge Fürst wurde mit den überschwenglichsten Hoffnungen begrüßt, auch Luther erwartete von dem „edlen jungen Blute" das Heil der Nation. Niemals sind solche Hoffnungen grausamer betrogen worden.

Recht wohl hätten die Kurfürsten erkennen können, daß diese Wahl ein schwerer politischer Fehler war. Wäre dieser Karl irgendein nicht regierender Prinz aus dem österreichischen Erzhause gewesen, so mochte sie vielleicht gut ausschlagen. So aber wurde Deutschland wie ein beliebiges Heiratsgut der felix Austria dem spanisch-habsburgischen Weltreich eingefügt, gerade als die Nation, in ihren tiefsten Tiefen aufgerührt, stürmisch ein nationales Haupt verlangte, also zu einer Zeit, wo sie einmal den ihr sonst so bedauerlich abgehenden national-

Um über das 15. Jahrhundert bei seinen schweren politischen Verlusten nicht unbillig zu urteilen, muß man vor allem das eine festhalten: das ausgehende Mittelalter war nicht eine Zeit deutscher Schwäche, sondern der Schwäche des Reiches, aber herrlicher Kraft des deutschen Volkes.

1519—1648.

Diese Kraft hat nun im 16. Jahrhundert auch die größte Tat geboren, die das deutsche Volk im ganzen Verlaufe seiner Geschichte vollbracht hat: die Reformation. Und doch ist auch sie nur ein Glied einer großen Entwicklung, nur eine Seite des deutschen Wesens und berechtigt für sich allein uns nicht, die folgenden Jahrhunderte als Neuzeit den vorangegangenen gegenüberzustellen. Für die nationale Geschichte des deutschen Volkes ist vielmehr — leider! — die Erscheinung Karls V. von größerer Bedeutung als die Luthers. Die entscheidende Frage für die Zukunft unseres Volkes, die Lebensfrage schlechthin war die, ob es ihm gelingen würde, für seine Gesamtheit die seiner Kraft und Bedeutung entsprechende nationale Daseinsform zu finden. Diese Frage hat das 16. Jahrhundert verneint. Die Deutschen haben die moderne Wissenschaft begründet, eine hohe Kunstblüte geschaffen, das religiöse Leben erneuert, also ihre Kräfte für ideale Aufgaben verbraucht; die dringende Neugestaltung der staatlichen Ordnung im nationalen Sinne ist ihnen nicht gelungen. Dürfen wir heute Besseres hoffen?

An der Pforte der Neuzeit stehen Luther und die Humanisten.

Der Humanismus fällt überall mit einem Erstarken des Nationalgefühls zusammen. Über das ursächliche Verhältnis dabei ist ein allgemein gültiges Urteil nicht möglich: hier war die eine, dort die andere Macht das treibende Element. In Deutschland ist nicht zu verkennen, daß der patriotische Sinn das ursprünglichere Prinzip war, daß er die Humanisten zum Kampfe gegen Rom befeuerte. Der kraftvollste und kühnste nationale Kämpfer war Ulrich von Hutten, eine Heldengestalt von erquickender Ursprünglichkeit, ein Erbe altgermanischen Recken tums trotz seiner gelehrten Feder. Er sah in Luther nicht den Befreier aus geistigen Nöten, sondern den Bannerträger im nationalen Kampfe gegen das allezeit deutschfeindliche Rom. Und zweifellos ist die Reformation eine Auflehnung des deutschen Geistes gegen den Romanismus, also eine deutschnationale Tat; wer ihr das abstreiten will, der hat ihr innerstes Wesen nicht erfaßt. Eben weil sie das war, konnte sie auch nur aus Deutschland hervorgehen, all den Vorreformatoren, dem Franzosen Petrus Waldus und dem Engländer John Wiclif, dem Tschechen Huß und dem Italiener Savonarola, fehlte

eben das Entscheidende: das deutsche Gemüt und das deutsche Gewissen. Luther ging im Gegensatz zu ihnen allen von seinem persönlichen religiösen Bedürfnis aus; sie wollten Erneuerer der Kirche werden und wurden es nicht; Luther dachte gar nicht daran und wurde es. Sein Streben war das Heil seiner Seele, er fragte nichts nach der Welt und ihrer Macht; und doch war er von der Vorsehung bestimmt, die alte verderbliche Verbindung Deutschlands mit Rom zu sprengen und die einst von Gregor VII. begründete Priesterherrschaft zu erschüttern. Wie war das möglich? Weil er im entscheidenden Augenblick seines Lebens die nationalen Kräfte seines Volkes ergriff und von ihnen ergriffen wurde.

Freilich war damit die Entscheidung der Frage in die Hände einer Macht gelegt, die dem Wesen der Sache völlig fremd war. Es wird sich nicht verkennen lassen, daß die Reformation erst durch die Verbindung mit dem nationalen Gedanken jene Stoßkraft erhielt, die ihr den Sieg über das hierarchische System Roms ermöglichte; aber ihr Schicksal und damit das des deutschen Volkes hing, seit sie zur Sache der Nation geworden war, von der Stellung der Staatsgewalt zu ihr ab. Und für diese mußte die Persönlichkeit des Kaisers von ausschlaggebender Bedeutung sein. Gingen Kaiser und Nation in dieser wichtigsten Angelegenheit, die jemals die Seele unseres Volkes bewegt hat, zusammen, so durfte man für Deutschland eine Zukunft voll Glück und Größe erwarten.

Im Jahre 1519 starb Kaiser Maximilian, der Luthers öffentliches Hervortreten noch erlebt und geraten hatte, den Mönch „fleißig zu bewahren". Die deutsche Krone kam trotz der ungeheuren Geldmittel, die Franz I. von Frankreich zur Bestechung der Kurfürsten verschwendete, an Karl von Spanien, der mit diesen Mitteln noch freigebiger verfuhr. Die Wahl galt allgemein als Sieg der nationalen Sache, nur weil Karl der Enkel Maximilians, also wieder ein Habsburger war. Niemals hat sich ein Volk schwerer getäuscht. Der junge Fürst wurde mit den überschwenglichsten Hoffnungen begrüßt, auch Luther erwartete von dem „edlen jungen Blute" das Heil der Nation. Niemals sind solche Hoffnungen grausamer betrogen worden.

Recht wohl hätten die Kurfürsten erkennen können, daß diese Wahl ein schwerer politischer Fehler war. Wäre dieser Karl irgendein nicht regierender Prinz aus dem östreichischen Erzhause gewesen, so mochte sie vielleicht gut ausschlagen. So aber wurde Deutschland wie ein beliebiges Heiratsgut der felix Austria dem spanisch-habsburgischen Weltreich eingefügt, gerade als die Nation, in ihren tiefsten Tiefen aufgerührt, stürmisch ein nationales Haupt verlangte, also zu einer Zeit, wo sie einmal den ihr sonst so bedauerlich abgehenden national-

politischen Instinkt bewies. Wahrlich, nichts Unglückseligeres hätte damals dieser Nation widerfahren können! Denn durch diese Verknüpfung mit dem spanischen Weltreich wurde sie wieder tief in den verhängnisvollen Machtkreis hineingezogen, dem sie soeben durch ihr freudiges Bekenntnis zur Reformation als einer wahren deutschen Herzenssache unzweideutig abgesagt hatte. In Verbindung mit dem patriotischen Grimm der Humanisten gegen Rom wurde Luthers Sache immer mehr zur Sache der Nation. Wendete er sich doch auch mit der stärksten seiner reformatorischen Schriften aus dem Jahre 1520 an den christlichen Adel deutscher Nation. War doch sein ganzes Wirken auch ein Kampf für die Selbständigkeit der Nationen gegenüber dem universalen Papsttum, für den unabhängigen Staat, der einen Organismus aus eigenem Recht darstellt gegenüber der Kirche, die ihn nur als ihren weltlichen Arm gelten lassen möchte. Stellte sich nun der junge Kaiser, dem das Volk mit einem geradezu rührenden Vertrauen und ehrlichen guten Willen entgegenkam, an die Spitze dieser alle Schichten in herrlicher Begeisterung mit fortreißenden Bewegung, so konnte er mühelos eine deutsche Nationalkirche gründen und mittels einer kräftig durchgeführten Reichsreform einen starken monarchischen Nationalstaat schaffen, der Deutschland mit einem Schlage den westlichen und nordischen Mächten ebenbürtig zur Seite gestellt, wahrscheinlich sogar überlegen gemacht und seine weitere Entwicklung auf eine gesunde, dauerhafte Grundlage gebaut hätte. Selten hing so unbedingt wie hier die ganze Zukunft eines großen Volkes von einer einzigen Person ab; nie wohl war einem zwanzigjährigen Jüngling eine politische und kirchliche Entscheidung von so glückverheißender Bedeutung in die Hände gelegt. Aber Karl V. verstand die Zeichen der Zeit nicht. Freilich hätte er, um den wahrhaft nationalen Staat der Deutschen gründen und dann segensreich regieren zu können, auf die römische Kaiserkrone, dieses Erbübel mittelalterlicher Kämpfe, verzichten müssen, denn sie vor allem war das große Hindernis, das unserm Volke den Weg zum nationalen Staat versperrte; aber ein solcher Gedanke konnte dem jungen Karl nicht kommen. Denn er war ein Spanier und kein Deutscher. Der verständnislose Blick, mit dem er Luther auf dem Reichstag zu Worms betrachtete und die kalten Worte äußerte: „Der würde mich nicht zum Ketzer machen", ließ die abgrundtiefe Kluft erkennen, die diesen Zögling strengster Priesterherrschaft von der Seele des deutschen Volkes trennte. Und darin vor allem lag der schwere Fehler, den die Kurfürsten mit der Wahl von 1519 begingen, ja der Frevel am deutschen Volke, daß sie ihm in solch entscheidungsvoller Stunde keinen Deutschen, sondern einen Fremdling zum Herrscher setzten, der für das Große, das des deutschen Volkes Seele feurig bewegte, keinen Funken Verständnis

besaß. So wurden nun die Geschicke Deutschlands im wichtigsten Zeitpunkt von einem undeutschen Herrscher geleitet, für dessen Entscheidungen nicht die Lebensbedingungen und Wohlfahrtsinteressen des deutschen Volkes, sondern die Macht des habsburgischen Kaisers und der jeweilige Stand seiner Weltpolitik maßgebend war. Das Kaisertum hat die Leitung der deutschen Dinge aus der Hand gegeben, eben als die schwersten Fragen zur Lösung drängten. Das Wormser Edikt, das die Verbreitung der Lutherischen Lehre verbot, war Karls V. Absagebrief an die deutsche Nation, sein Bruch mit dem deutschen Volksgeiste.

Zur strengen, gemeinsamen Durchführung des Wormser Edikts vereinigten sich im Juni 1524 die Baiernherzöge und die meisten süddeutschen Bischöfe zu einem Bunde und machten damit den Anfang, das Reich in zwei konfessionelle Lager zu spalten und dadurch seiner Auflösung vollends entgegenzuführen. Nicht Luthern trifft dieser Vorwurf; seine Lehre war vielmehr nahe daran, alle Deutschen im Glauben zu einigen; jener katholische Sonderbund hat das verhindert, er ist schuld an der Spaltung der Nation: der nationale Gedanke trat bei diesen Verbündeten hinter den konfessionellen zurück. Und wiederum war es das Fürstentum, von dem diese neue Spaltung ausging.

Gleichzeitig machte sich dieses Fürstentum eines andern schweren nationalen Unrechts schuldig, indem es für die Abstellung der Beschwerden des Bauernstandes ebensowenig tat als die Reichsgewalt. Das Los der Bauern war unzweifelhaft im höchsten Grade elend, und Hilfe war ein Gebot nicht minder der politischen Klugheit als der sozialen Gerechtigkeit. Die Forderungen der sogenannten zwölf Artikel der Bauernschaft waren so gemäßigt, daß jeder vernünftige Mensch dafür eintreten mußte; wer sie bekämpfte, meinte es nicht wohl mit dem Reiche, denn dieses konnte nicht gedeihen, wenn der Nährstand unter unerträglichen Lasten zusammenbrach. Als die maßvollen Forderungen der Bauern von den Fürsten und Herren zurückgewiesen wurden, griffen die Ergrimmten zu den Waffen, und als sie in Süddeutschland Erfolge davontrugen, berieten sie über weitergehende Pläne. Unter diesen ist der Reformentwurf des früheren hohenlohischen Beamten Wendelin Hipler darum von besonderem Interesse, weil er politischen Sinn mit nationalem Geiste verbindet: er fordert Wiederherstellung des Deutschen Reiches, Regierung durch den Kaiser, Aufhebung aller fürstlichen Sonderbündnisse, Reichssteuer, Beseitigung aller Binnenzölle, Einheit von Münze, Maß und Gewicht u. dgl. m. Es war das letzte umfassende politisch-soziale Programm einer Reichsreform vor dem Jahre 1848, nur die preußische Staatserneuerung durch den Freiherrn vom Stein und seine Helfer zeigt auf kleinerem Gebiete

verwandte Züge. Endgültigen Erfolg konnten die Bauern bei der Überlegenheit der fürstlichen Machtmittel nicht gewinnen, auch artete ihre Erhebung in Plünderung und Mord und sinnlosen Kommunismus aus, und ihre rohen Scharen wurden allenthalben überwältigt. Dieser Ausgang war vom nationalen Standpunkt zu beklagen, denn nach dem Bauernkrieg schied dieser wichtige Stand von der Teilnahme an der politisch-nationalen Entwicklung des Volkes fast ganz aus. Das Landesfürstentum dagegen, das Deutschland aus einer furchtbaren Revolution gerettet hatte, erfuhr abermals eine beträchtliche Verstärkung seiner Macht, während die Reichsgewalt, die auch in dieser gefährlichen Krisis untätig geblieben war, der Welt aufs neue ihre Ohnmacht offenbart hatte. Es hing damit zusammen, daß das Landesfürstentum nun auch die Entscheidung der wichtigsten nationalen Angelegenheiten in seine Hand nahm, der kirchlichen.

„Der fürstliche Partikularismus, der schon die politische Einheit der Nation aufgelöst hatte, hielt jetzt auch in ihr kirchliches Leben seinen Einzug." Und indem Luther, von der Reichsgewalt nicht nur im Stiche gelassen, sondern bekämpft, seine Sache notgedrungen mit ihm verknüpfte, hörte er auf, der Held der Nation zu sein, der er in den ersten acht Jahren seines Wirkens wie kein Deutscher vor ihm gewesen war.

Gegen das Streben des Papstes, die Sache Luthers dem Richterspruch der Kurie zu unterwerfen, erhob das deutsche Volk Einspruch durch das immer wiederholte Verlangen, daß die religiöse Frage durch eine Nationalversammlung oder ein deutsches Konzil entschieden werden solle. In diesem Verlangen zeigte sich ein erfreuliches Nationalgefühl: es äußerte sich darin das deutliche Bewußtsein, daß die Reformation eine deutsche Tat, also eine nationale Sache war. Leider hat die Uneinigkeit der Deutschen auch dieser glücklichen Regung den bleibenden Erfolg verwehrt: eine nationale Kirchenverfassung, auch nur für das evangelische Deutschland, kam nicht zustande, vielmehr entstanden auf Grund des Speyerer Reichstagsabschieds von 1526 lauter einzelne evangelische Landeskirchen in den deutschen Fürstentümern, und zum dritten Male wurde die Gelegenheit zur Schaffung einer deutschen Nationalkirche versäumt, diesmal, weil an der Spitze des weit überwiegend evangelischen Volkes ein der römischen Kirche anhängender Kaiser stand.

Und wären nur wenigstens die Evangelischen einig gewesen! Aber in ihre Reihen warf der Unterschied zwischen der lutherischen und der Schweizer Reformation den Zankapfel. Redlich bemühte sich Zwingli in dem Religionsgespräch zu Marburg, eine Einigung herbeizuführen; es gelang ihm nicht, Luther von seinem trotzig behaupteten Standpunkt,

der in diesem Falle den Buchstaben über den Geist stellte, abzubringen. Und wie hieran die religiöse Verständigung scheiterte, so kam es auch zu keinem politischen Einvernehmen unter den Evangelischen, so dringend nötig solches auch gegenüber der immer bedrohlicher anwachsenden Feindseligkeit der römischen Gegenpartei erscheinen mußte.

Seine auswärtigen Interessen vertrat das Reich als Ganzes nur gegen die Türken und auch da nur verteidigungsweise. Hier stand der Kaiser zum ersten Male an der Spitze der geeinten deutschen Nation; nur die höchste Gefahr, die das gesamte christliche Abendland gemeinsam bedrohte, vermochte solchen Zusammenschluß zu bewirken; aber darin bekundete sich mehr ein übernationales Kulturgefühl als deutsch-völkisches Empfinden. Sonst blieb die Wahrung der deutschen Belange überall den einzelnen Gliedern des Reiches überlassen, und diese traten nicht überall mit gleichem Eifer und Erfolg dafür ein. Am schlimmsten erging es hier der Hanse; denn als Herr der Niederlande war Kaiser Karl V. der Feind seiner eigenen Ostseestädte und trat im Interesse jener und des Katholizismus gegen den kühnen lübischen Bürgermeister Wullenweber auf, der auf nichts geringeres ausging, als die längst untergrabene Herrschaft Lübecks und der Hanse auf der Ostsee und in den skandinavischen Ländern im Bunde mit der dortigen Demokratie wiederherzustellen. Dem Demokraten traten aber nicht nur die Fürsten entgegen, sondern aus Geschäftsneid unter Mißachtung nationaler Interessen auch Hamburg und Danzig, die von der Verdrängung der Holländer wirtschaftliche Schädigung befürchteten. So vielen Gegnern war Wullenweber auf die Dauer nicht gewachsen: er wurde gestürzt, und das Fürstentum blieb hier ebenso siegreich wie in Ober- und Mitteldeutschland über die Ritter und Bauern und in Münster über die Wiedertäufer. Wullenweber war der letzte, den die Idee der deutschen Seeherrschaft noch einmal zu kühnen Taten führte; „er wollte eine nationale Aufgabe lösen, ohne eine Nation hinter sich zu haben und die Macht eines nationalen Staates."

Am 18. Februar 1546 starb Luther. Selten haben sich die wesentlichen Eigenschaften eines Volkes in einem einzelnen so rein ausgeprägt wie in diesem Thüringer Bauernsohne mit der heldischen Tatkraft und dem Kindesgemüt. Mit Recht sah die deutsche Nation in ihm ihr eigenes Wesen verkörpert. Das ist in gleichem Maße nur noch mit Bismarck der Fall gewesen. Luther war sich seines Deutschtums bewußt: seinen „lieben Deutschen" wollte er dienen, und das tat er am besten durch die Begründung der einheitlichen Schriftsprache, womit er unserm Volke das erste und wertvollste einigende Band schenkte. Auf die sprachliche Einigung folgte die geistige durch die Werke unserer klassischen Dichter, darauf die wirtschaftliche durch den deutschen Zoll-

verein und erst zuletzt die politische durch Bismarcks Reichsgründung. Der Segen von Luthers Wirken auf dem Gebiete der Muttersprache zeigte sich überraschend schnell: 1522 erhielt das deutsche Volk das Neue Testament in seiner Sprache, und schon zwischen 1530 und 1534, d. h. noch ehe die Übersetzung der ganzen Heiligen Schrift vollendet war, erschienen die ersten neuhochdeutschen Sprachlehren in Basel, Rotenburg und Bunzlau, unmittelbar danach 1535 das erste neuhochdeutsche Wörterbuch in Straßburg. Noch eindringlicher lehrt Luthers Verdienst ein Blick auf die Anzahl der damals veröffentlichten deutschen Druckschriften: im Jahre des Thesenanschlags waren es 80, in dem Jahre dagegen, als Luther seine Schrift für die Errichtung von Schulen an die Ratsherren aller deutschen Städte ergehen ließ, 1524, waren es 960!

Den Schmalkaldischen Krieg mußte er zu seinem Glücke nicht mehr erleben. Es wäre ihm der größte Schmerz gewesen, zu sehen, wie der Kaiser seine eigenen Untertanen ihres Glaubens wegen im Bunde mit dem Papsttum bekriegte und wie jene gezwungen wurden, zur Rettung des Evangeliums zum Schwerte zu greifen; denn immer hatte er Religion und Politik auseinandergehalten, immer gemahnt, der weltlichen Obrigkeit gehorsam zu sein und die geistliche Sache auch nur mit geistlichen Waffen zu verfechten. Daß Karl V., wie er es schon seit vielen Jahren geplant hatte, nun gegen die Schmalkaldener zu Felde zog, offenbarte den tiefen Gegensatz, der den deutschen Kaiser vom deutschen Volke trennte. Damals hätte sich die deutsche Nation von dem undeutschen Herrscher lossagen sollen: einen Fürsten, der gegen die eigenen Untertanen das Schwert zog, als ihren Herrn anzuerkennen, konnte sie sich durch nichts verpflichtet fühlen. Wenn jemals die Entthronung eines Herrschers gerechtfertigt war, dann war es in dieser Stunde. Aber dem deutschen Volke fehlte eben der politische Instinkt und ebenso eine starke, zielbewußte Führung. Im Gegenteil: sein bester staatsmännischer Kopf, Herzog Moritz von Sachsen, trat, obwohl Protestant, auf des Kaisers Seite, um mit dessen Hilfe den sächsischen Kurhut und etliche einträgliche Stifter zu gewinnen: der fürstliche Partikularismus schlug alle anderen Interessen, auch das höchste nationale und religiöse, tot.

An zwei überaus schweren Verlusten des Reiches hat Herzog Moritz durch dieses selbstische Streben die Schuld auf sich geladen, denn nur die durch seine Hilfe ermöglichte Niederwerfung der Protestanten gab dem Kaiser jene unumschränkte Gewalt, vermöge deren er auf dem Augsburger Reichstag von 1548, den man den geharnischten genannt hat, die Niederlande in ähnlicher Weise vom Reiche löste, wie es 1499 der Friede von Basel mit der Schweiz getan hatte, so daß sie dann

bei Karls Abdankung mit der Krone Spanien verbunden werden konnten. Viel schwerer noch als die Einbuße des Alpenlandes, in dem der deutsche Rhein entspringt, schädigte unser Vaterland der Verlust der Mündungsgebiete des großen Stromes, der die Pulsader des deutschen Wirtschaftslebens bildet.

Das andere, nicht geringere Unheil, das Moritz zur Last fällt, ist die Preisgabe der lothringischen Stiftsländer Metz, Toul und Virten an Frankreich. Denn da Karl V. seinen Sieg über die Schmalkaldener so maßlos ausnutzte, daß den Fürsten um ihre Unabhängigkeit bange wurde, bildete sich ein Fürstenbund gegen ihn, an dessen Spitze der vom Kaiser abgefallene neue Kurfürst Moritz von Sachsen trat. Die nötigen Mittel, um Karl zum Nachgeben zu zwingen, konnte man nur durch französische Unterstützung erlangen, und dafür wurden die genannten Länder dem welschen Nachbar überantwortet. Freilich war die Lage nicht allein durch Moritzens, sondern „durch die Schuld aller Teile so heillos verfahren, daß man deutsches Land den Fremden opfern und die kaiserliche Autorität zerschlagen mußte zugunsten der reichsfürstlichen Libertät, um die fremde Herrschaft abzuwerfen und die Glaubensfreiheit zu retten". Jetzt zeigte sich das Verhängnis, das die Wahl Karls V. über Deutschland gebracht hatte, in seiner ganzen Schwere: entweder mußte das deutsche Volk seine Kaiserkrone zerbrechen, oder seinen Nacken unter das Joch des römischen Priesters beugen, es mußte seine staatliche Einheit oder seine religiöse Freiheit opfern. Es gereicht ihm zur Ehre, daß es das erste wählte, aber es ward ihm zum Unglück.

Ob Moritz weitergehende Pläne hegte und Größeres für die ganze Nation erstrebte, ist das Geheimnis des verschwiegenen, früh ins Grab gesunkenen, aber hochbegabten Fürsten geblieben. Wie hoch ihn das evangelische Deutschland geschätzt hat, läßt das Volkslied erkennen, welches anhebt: „Mit schwarz tu dich bekleiden, o teutsche Nation, reu, klag und hab groß Leiden, itz ist dein Held davon."

Die Wichtigkeit der an Frankreich ausgelieferten Gebiete erkennend, hat Karl V. mit Heeresmacht versucht, Metz den Franzosen wieder zu entreißen; es ist ihm nicht gelungen. Metz blieb in Feindeshänden, bis das deutsche Schwert es 1870 mit Strömen von Blut zurückgewann. Und heute? „Mit schwarz tu dich bekleiden, o teutsche Nation!" Aber „einst wird kommen der Tag . . .".

Der Augsburger Religionsfriede (1555) hat keine ganz feste Stellung in unsrer Geschichtschreibung: von den einen wird er überschätzt, weil er einen bedeutenden Abschnitt unsrer Volksgeschichte, die Reformationszeit im engeren Sinne, abschließt, von den andern unterschätzt, weil die Epoche der schlimmsten religiösen Kämpfe erst

nach ihm anhob. Es ist unzweifelhaft, daß er nur einen Kompromiß darstellt, dem von keiner Seite der Anspruch auf dauernde Geltung zugestanden wurde, weil er in der Tat für keine der streitenden Parteien wirklich befriedigend war. So trug er mehr den Charakter eines leicht kündbaren Waffenstillstands als den eines ehrlich gemeinten Friedens. Aber darin lag doch unbestreitbar etwas Großes, daß er das Wormser Edikt schlechtweg vernichtete, Karls V. ein Menschenleben lang befolgtes Streben, die Evangelischen in den Schoß der römischen Kirche zurückzuführen, als völlig eitel erwies und statt dessen Deutschland zum ersten Staate mit religiöser Parität machte, wenn auch zunächst nur für die Reichsstände, nicht für die einzelnen und noch unter Ausschluß der Reformierten. Und ein nicht minder Großes war es, daß die religiöse Streitfrage entschieden worden war ohne Rücksicht auf Papst und Konzil auf einem deutschen Reichstag. Das war unzweifelhaft ein Sieg des nationalen Gedankens über die universale Hierarchie Roms. Nicht erfreulich im Sinne der nationalen Einheitswünsche aber muß die Tatsache genannt werden, daß auch der Augsburger Religionsfriede abermals die Macht der Landesfürsten steigerte, die unter dem Aushängeschilde der „teutschen Libertät" nichts anderes verfochten als ihre möglichst weit ausgreifende Unabhängigkeit gegenüber der kaiserlichen Gewalt, das hieß vom Reiche. Im gleichen Sinne wie die Einführung des römischen Rechts und die Übernahme der Kirchenhoheit wirkte nun die Befugnis, das Bekenntnis der Untertanen zu bestimmen: die Fürsten wurden mehr und mehr die Träger der Souveränität; auf ihrem Einverständnis, nicht auf der Entscheidung des Kaisers beruhte der weitere Gang der deutschen Politik.

Kurz nach dem Abschluß des Augsburger Religionsfriedens, den er ebenso wie schon den Vertrag von Passau seinem Bruder Ferdinand überlassen hatte, legte Karl V. seine Kronen in die Hände des Sohnes und des Bruders nieder. Er tat es mit den bittersten Gefühlen, denn seine Abdankung bedeutete den vollkommenen Bankerott seiner gesamten Politik. Weder auf kirchlichem noch auf staatlichem Gebiete hatte er seine Ziele erreicht: die Ketzerei, die er hatte vernichten wollen, sah er im Besitze anerkannter Gleichberechtigung, die Kaisergewalt völlig überwuchert durch die Fürstenmacht, seine Kronen, statt auf den Sohn allein übertragen, geteilt, das Weltreich aufgelöst. Und wie dem spätrömischen Kaiser Julian der gekreuzigte Galiläer, so mag dem spanischen Karl V. der deutsche Augustinermönch in seinen letzten Tagen, als er selbst wie ein Mönch beim Kloster San Yuste lebte, das widerwillige „Tandem vicisti" abgepreßt haben.

Aber an dieser Niederlage der spanisch-römischen Weltpolitik konnte das deutsche Volk keine ungetrübte Freude haben. Die Entfremdung

zwischen Kaisertum und Nation hatte zum Siege der fürstlichen Libertät und zur Auflösung der Reichsgewalt geführt; die inneren Gegensätze wuchsen immer bedrohlicher und trieben die ihrer politischen Einheit und ihrer Weltstellung schon beraubte Nation einer unerhörten Katastrophe zu. Dazu wirkten schwere Schädigungen des äußeren Besitzstandes mit: 1558 nahmen die Russen Livland, 1561 wurde Estland schwedisch, Kurland polnisches Lehen; so ging auch der immer noch große und wertvolle Rest des Ordensstaates in fremde Hände über, ohne daß der deutsche Kaiser oder die deutschen Reichsfürsten auch nur das Geringste taten, um diesen höchst wichtigen Besitz, diese ruhmvolle Schöpfung deutscher Kultur und Heldenkraft zu behaupten. Sieben Jahrhunderte lang haben diese Lande ihr Deutschtum treu bewahrt, im Weltkrieg schien ihre Befreiungsstunde geschlagen zu haben, denn unsere siegreichen Truppen haben sie in musterhaftem Zusammenwirken von Land- und Seemacht[1]) fast ganz wiedererobert, aber dann haben wir sie doch im Stiche gelassen und dem rachsüchtigen Feinde preisgegeben. Ist es ein Wunder, wenn dort kein Vertrauen auf Deutschland mehr gedeihen will? — Viel empfindlicher wurde freilich die Trennung der reichen, kulturell hoch entwickelten und durch die Natur uns zugeteilten Niederlande vom Reiche. Durch sie, den Verlust der Baltenländer und der Ostseeherrschaft sowie das Emporkommen der Holländer und Engländer als seemächtigere Handelsnationen wurde Deutschland auf mehr als drei Jahrhunderte vom Welthandel ausgeschlossen. Was andere Staaten groß gemacht hatte, ein nationales Königtum, das eben fehlte dem deutschen Volke. Die Reformation war die erste große nationale Bewegung unseres Volkes und endete mit der Zertrümmerung seines alten staatlichen Zusammenhanges.

Nach einem halben Jahrhundert faulen Friedens, in dem sich die inneren Gegensätze mehr und mehr verschärften, brach die unvermeidliche Katastrophe herein: der Dreißigjährige Krieg. „Er traf das deutsche Volk zur unglücklichsten Stunde. Die Wurzeln seines Wohlstands begannen zu verdorren, seitdem es aus dem großen Weltverkehr ausgeschieden war; die Zerklüftung in kleine Staaten und scharf geschiedene Stände hatte das nationale Gemeingefühl erstickt und hemmte jeden Aufschwung des Volksgeistes; die ständische Staatsordnung hatte geringe Widerstandskraft und noch geringere Leistungsfähigkeit; die protestantischen Fürstengeschlechter waren mit seltenen Ausnahmen in Kleinstaaterei und engherzigem Konfessionalismus verkümmert; den katholischen gab ihre Weltkirche einen weiteren Gesichtskreis, doch sie empfanden nur kirchlich und dynastisch, nicht deutsch. Daher

[1]) Vgl. Hindenburg, Aus meinem Leben, S. 257 f.

war dieser entsetzliche Krieg niemals ein Volkskrieg; er hat auf deutschem Boden keinen einzigen großen Mann hervorgebracht und ein Heerwesen erzeugt, das den Jammer noch unendlich verschlimmerte."

Zersplittert wie das Reich waren um 1600 auch die wirtschaftlichen Kräfte Deutschlands. Der Handel über die Alpenpässe, der während des 16. Jahrhunderts so stattlich emporgeblüht war, ging immer weiter zurück, der Bergbau wurde schwächer und schwächer, die Silbererzeugung sank auf die Hälfte. Deutschlands Handel wurde zum Passivhandel, französische und holländische Waren zogen auf den Frankfurter Messen ein. Im Jahre 1598 schloß die Königin Elisabeth von England den Stahlhof der Hanse in London.

Das Reich wurde in zunehmendem Maße vom Romanismus überflutet, ein romanischer Fremdwörterschwall wie nie zuvor ergoß sich über die deutsche Sprache. Auch die Literatur wurde fremdartiger, gelehrter und schwülstiger. Die deutsche Heldensage wurde verachtet und von antiker Allegorie und Mythologie überwuchert. Schon um 1570 waren 70 v. H. der in Deutschland gedruckten Bücher in lateinischer Sprache geschrieben. Im Jahre 1571 machte sich das erste deutsche Fremdwörterbuch nötig, 1578 erschien die erste deutsche Grammatik in lateinischer Sprache; der Verfasser nannte sich Clajus.

Der 1618 ausgebrochene Krieg war zunächst eine rein böhmische Angelegenheit und hätte mit deren Erledigung durch den Sieg des Kaisers am Weißen Berge bei Prag beendet sein müssen. Durch die ihm gar nicht zustehende Ächtung Friedrichs V. und den Angriff auf dessen Kurland, die Pfalz, machte ihn der Kaiser zum Reichskrieg und durch die Verlegung des Kriegsschauplatzes nach Niederdeutschland, wovon sich die Nachbarländer bedroht fühlten, zum europäischen Kriege.

Der Plan Wallensteins, eine kaiserliche Kriegsflotte auf der Ostsee zu schaffen, war ganz im Interesse der Nation; hier hätte nachgeholt werden können, was zu den Zeiten der Hanse versäumt worden war. Aber weil das Kaisertum jetzt an der Spitze der die Mehrheit der Nation befehdenden katholischen Reaktion stand und sein Sieg den Verlust der Glaubensfreiheit bedeutete, lehnten die protestantischen Hansestädte die Unterstützung des Planes ab. Wieder sah man sich gegen den eigenen Kaiser auf ausländischen Schutz angewiesen, und das von Wallenstein mit höchster Kraftanspannung belagerte Stralsund behauptete sich mit schwedischer und dänischer Hilfe gegen den kaiserlichen General. Durch das Restitutionsedikt bewies der Kaiser, wie berechtigt das Mißtrauen der Städte gegen ihn war. Die ungeheuerlichen Forderungen, die er darin aufstellte, zeigten ihn als den Todfeind der deutschen Nation und trieben die Bedrohten gewaltsam in das Lager des protestantischen Auslands. Mit auffallender Ähnlichkeit wiederholte sich die Lage

nach dem Siege Karls V. bei Mühlberg und dem geharnischten Reichstag von Augsburg. Diesmal wie damals war es unser nationales Verhängnis, daß Rettung nur durch das Ausland möglich war; diesmal aber sollte Deutschland dessen Hilfe noch viel teurer erkaufen müssen.

Durch das Eingreifen Gustav Adolfs und der Franzosen erhielt der Krieg, bei dem von Anfang an nur die Erhaltung der Glaubensfreiheit eine nationale Angelegenheit war, einen völlig internationalen Charakter, und das Wohl und Wehe des deutschen Volkes hing mehr und mehr davon ab, ob es gelingen würde, die fremden Helfer wieder zum Verlassen des deutschen Bodens zu bringen. Es ist oft mit gutem Grunde bezweifelt worden, ob ein weiterer Siegeslauf Gustav Adolfs für Deutschland von Nutzen gewesen wäre. Schließlich diente der Krieg nur noch den politischen Interessen der Fremden, deren Herrschaft das deutsche Volk nach dreißig entsetzlichen Kriegsjahren voll unsäglicher Leiden und grauenhafter Zerstörung durch den Westfälischen Frieden erbarmungslos unterworfen wurde.

Das Reich verfiel der völligen Auflösung; es war nur noch ein lockerer Bund völlig selbständiger Einzelstaaten, deren Fürsten nunmehr nach Reichsgesetz die volle Landeshoheit besaßen. Der Reichstag, dessen Tätigkeit durch die Bestimmung, daß zur Gültigkeit seiner Beschlüsse Einstimmigkeit der drei Kurien erforderlich sei, geradezu lahmgelegt war, wurde bald zum Spotte der politischen Welt, da es ihm unmöglich war, den Aufgaben eines großen Gemeinwesens gerecht zu werden. Infolge der auf das Höchste getriebenen Dezentralisation, in der das lange Ringen zwischen Zentralgewalt und Territorialgewalten ausgegangen war, hatte das Reich freilich aufgehört, überhaupt ein Staat zu sein; mit Recht nannte es der Staatsrechtslehrer Samuel von Pufendorf einen regellosen und einem Monstrum ähnlichen Körper. Seine „Verfassung" war so elend, daß nur durch ihren Untergang Raum für einen lebenskräftigen deutschen Staat gewonnen werden konnte. Auch in seinem äußeren Besitzstand war das Reich beträchtlich geschwächt: es verlor abermals höchst wertvolle Gebiete, vor allem die Mündungen auch der anderen größeren Flüsse, so daß es fast ganz von der See abgedrängt wurde. „Dazu kam eine beispiellose allgemeine Verwüstung: der Verlust der Hälfte bis zwei Drittel der Bevölkerung, die Verödung weiter Landstriche, die ungeheure Einbuße an Volksvermögen, die Vernichtung ganzer Gewerbszweige, eine schreckliche sittliche Verwilderung und überall in Sitte, Tracht, Sprache und Bildung die Herrschaft der überlegenen ausländischen Kultur! Niemals war ein großes, modernes Volk einem so furchtbaren Schicksal verfallen." Leider erinnert uns manches hiervon an unsere Tage.

1648—1740.

„In einer furchtbaren Krisis hatte die deutsche Nation ihre Weltstellung geopfert und ihre alte politische Einheit vollends zerstört, um für sich und die Welt die geistige Freiheit zu retten. In ihr und in der nunmehr völkerrechtlich und reichsgesetzlich verbürgten Selbständigkeit der Teile lagen die Keime neuen Lebens. Alle lebendigen Kräfte wandten sich den Einzelstaaten zu, auf ihnen beruhte das Schicksal der Nation." Unter ihnen waren Sachsen und Brandenburg, Baiern und Östreich die größten. Aber der Staat der Wettiner und der der Wittelsbacher waren infolge ihrer Lage im Innern des Reiches nicht berufen, die nationalen Interessen gegen das Ausland führend zu vertreten. Lage und geschichtliche Entwicklung gaben den Gebieten der Hohenzollern und der Habsburger eine höhere Bedeutung, erzeugten jedoch, da keinem von beiden von vornherein ein entschiedenes Übergewicht zukam, einen Wettbewerb und Gegensatz zwischen ihnen, der sich immer mehr zum Hauptinhalt der deutschen Geschichte in den nächsten zwei Jahrhunderten auswuchs: die inneren und die äußeren Geschicke der deutschen Nation sind vom Westfälischen Frieden bis zur Schlacht von Königgrätz durch den preußisch-östreichischen Dualismus maßgebend beeinflußt. Wie bei dem römischen Kaisertum der deutschen Könige des Mittelalters ist auch hier darüber gestritten worden, ob dieser Dualismus mehr Unheil oder Segen über Deutschland gebracht habe; das Ergebnis wird hier wie dort die Anerkennung einer Notwendigkeit sein: sollte die deutsche Nation überhaupt noch politisch bestehen und vor dauernder Fremdherrschaft gerettet werden können, so war das nur durch die Bildung größerer selbständiger Staaten möglich; dabei hatte Östreich das ältere und vermöge seiner Verbindung mit der Kaiserkrone überlieferungsgemäßere, Preußen durch seine rein deutsche Entwicklung und seine kräftigere Vertretung nationaler Interessen das bessere Recht. Daß dieser Gegensatz sich in einem langwierigen Streit um die Führung in Deutschland politisch auswirken mußte, lag in der Natur der Dinge und hat die Kraft der Nation doch nicht nur gegen auswärtige Feinde gemindert und gebunden, sondern auch in regem Wetteifer heilsam entwickelt. Daß ohne ihn Deutschland seine Interessen dem Ausland gegenüber wesentlich nachdrücklicher und erfolgreicher hätte zur Geltung bringen können, wird freilich kein einsichtiger Beurteiler abstreiten mögen.

Unter allen deutschen Staaten, in die sich das politische Leben unsres Volkes aus dem zerfallenden Reichsbau zurückgezogen hatte, war der Aufschwung, den Brandenburg unter der Regierung des Großen Kurfürsten nahm, bei weitem der größte. Erstaunlich ist die Tatkraft, mit der dieser junge Fürst, den man mitleidigerweise als einen

Erben ohne Erbteil bezeichnete, aus den zerstreut gelegenen, völlig verschieden gearteten Ländern, die er in schlimmster Lage vorfand, einen Staat zu schaffen unternahm. Er ist der einzige wirklich große Deutsche aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, aber ihn hat nicht der Krieg hervorgebracht, er ist vielmehr abseits von diesem, fern von der Heimat herangereift, und das erste, was er nach Übernahme der Regierung tat, war die Sicherung seiner Länder vor weiteren Kriegsleiden durch den Abschluß eines Waffenstillstands mit den Schweden, deren Truppen noch immer in der Kurmark hausten. Dann aber bemühte er sich eifrigst um die Herbeiführung des Friedens für das gesamte deutsche Vaterland, wie er sich denn von Anfang an seines Deutschtums klar bewußt war. Töricht wäre es, zu glauben, er habe in seinem brandenburgischen Staate den Kern eines künftigen Deutschen Reiches schaffen wollen; aber ebenso ungeschichtlich wäre es, zu leugnen, daß das in Wirklichkeit geschehen ist. Gewiß trieb er lediglich brandenburgische Politik; aber daß er sich bewußt war, mit seinen Kämpfen gegen Frankreich, Schweden und Polen deutschen Interessen zu dienen, bezeugt seine in einem Flugblatt verbreitete Mahnung: „Gedenke, daß du ein Deutscher bist!" Seine Verjagung der Schweden aus der Mark, Pommern und Preußen war ein glänzender Siegeszug, wie ihn Deutschland seit Jahrhunderten nicht kannte. Und während er die Lorbeeren von Warschau noch mit dem Heere Karls X. geteilt hatte, errang zwanzig Jahre später die junge brandenburgische Armee allein den Siegerkranz, und zwar über die bis dahin als unüberwindlich geltende nordische Kriegsmacht des Erben Gustav Adolfs. Da aber die Schweden nur als Bundesgenossen Ludwigs XIV. in Brandenburg eingefallen waren, so wirkte ihre Niederlage auch wie eine solche des französischen Herrschers, der eben damals durch seine Raubpolitik das Verhältnis zwischen Frankreich und Deutschland unheilbar zu vergiften begann. Mit so geringen Streitkräften auch die Schlacht von Fehrbellin geschlagen wurde, sie war doch der erste jener Siege, durch die Deutschland aus der demütigenden Abhängigkeit von den übermütigen Fremden befreit und schließlich geeinigt wurde. Wenn die Taten des Großen Kurfürsten damals Deutschland noch nicht in vollem Maße zugute kamen, so trägt die Schuld daran nicht so sehr das Ausland als die selbstsüchtige und neidische Politik des habsburgischen Kaisers, die durch Treulosigkeit dem Verbündeten die wohlverdienten Erfolge seiner Siege entwand. Was kümmerte es den Kaiser, daß er dadurch das Reich schädigte, indem er die Rückkehr Vorpommerns in deutsche Hand verhinderte, den Großen Kurfürsten aber in die Politik der reichsfürstlichen Opposition zurücktrieb und zum Bündnis mit Frankreich nötigte! Immer aufs neue wiederholte sich durch die Schuld des undeutschen habsburgischen Kaiser-

tums der Fall des Kurfürsten Moritz. Friedrich Wilhelm aber gab dem Franzosen kein deutsches Land preis wie einst die Verbündeten von Lochau.

So kam es, daß der deutscheste von allen Fürsten seiner Zeit weder etwas tat, um Straßburg vor den Franzosen, noch um Wien vor den Türken zu retten. Ja, gerade im Jahre 1681 wurde der Vertrag mit Ludwig XIV., der die Verbündeten in jedem Falle zur Kriegshilfe verpflichtete, erneuert. Es war vor allem die Notwendigkeit, sein Heer schlagfertig zu erhalten, die den Großen Kurfürsten zu diesem Bunde zwang, der ihm die dazu nötigen Geldmittel sicherte; und von Rücksichten auf Kaiser und Reich hatte ihn der Friede zu St. Germain entbunden, er trieb nur brandenburgische Politik. Aber seine Stellung an der Seite Frankreichs hat nicht die zehn Jahre bestanden, für die der Vertrag geschlossen war. Auch in diesem Zeitalter dynastischer Machtpolitik wirkten die religiösen Dinge doch immer noch bestimmend auf die Haltung der Fürsten mit. Zwei solche Ereignisse des Jahres 1685 haben den Großen Kurfürsten an seinen natürlichen Platz, auf die Seite der Kämpfer für politische und religiöse Freiheit, zurückgeführt: die Thronbesteigung Jakobs II. in England und die Aufhebung des Edikts von Nantes in Frankreich; Wilhelm III. von Oranien spielte dabei eine vermittelnde Rolle. Nicht der nationale Gedanke also war es, der den Umschwung in der Politik des Großen Kurfürsten herbeiführte; neben der Gleichberechtigung der evangelischen Konfessionen erstrebte er das Gleichgewicht der europäischen Staaten, und dazu bedurfte er des Anschlusses an den Kaiser, der im Januar 1686 zustande kam, indem sich der Kurfürst zur Hilfe gegen die Türken verpflichtete. Insofern er hierbei persönliche Wünsche — die schlesischen Ansprüche — den allgemeinen Gesichtspunkten opferte, haben auch nationale Interessen Anteil an dieser Wendung gehabt. Ruhmvoll nahmen nun die brandenburgischen Truppen an der Rückeroberung der seit 145 Jahren von den Türken behaupteten Festung Ofen teil und bahnten dadurch dem Kaiser den Weg zur Anerkennung der erblichen Herrschaft des Hauses Habsburg in Ungarn, die seit der Schlacht von Mohacs (1526) nur ein Anspruch, aber keine Tatsache gewesen war. Jetzt fluteten die Scharen deutscher Krieger in die Länder der Balkanhalbinsel hinein, um unter dem kaiserlichen Adler die christlichen Völker vom Türkenjoche zu befreien und damit der deutschen Kultur ein unabsehbares Feld zu eröffnen. Und wie die Deutschen ihre Kräfte immer gern im Dienste anderer verbraucht haben, so eroberten damals zu gleicher Zeit deutsche Truppen den Venezianern Morea und Athen.

Diese hauptsächlich von der französischen Politik herbeigeführte Beschäftigung der kaiserlichen Waffen im Südosten Europas verschaffte

Ludwig XIV. die erstrebte Gelegenheit, neue Ansprüche auf deutschen Boden zu erheben, um die Grenzen Frankreichs immer weiter gegen Deutschland vorzuschieben. Die übermütigen Forderungen, denen der dritte Raubkrieg entsprang, wurden zwar erfolgreich abgewehrt, Straßburg aber und die im Westfälischen Frieden abgetretenen zehn elsässischen Reichsstädte nicht zurückgewonnen. Immerhin bedeutete der Friede von Reisweik, indem er die Übermacht Frankreichs brach, für Europa und besonders für Deutschland die Befreiung von einem unerträglichen Drucke. Diesen Erfolg hatte nicht das Reich, sondern die Reichsfürsten errungen, in erster Linie freilich der neue König von England, Wilhelm III. von Oranien, dem das Zustandekommen der großen, der Macht Ludwigs XIV. überlegenen Allianz von 1689 zu danken war. Schon vor dem Ausbruch dieses Krieges war der Große Kurfürst gestorben, am 9. Mai 1688; seine bedeutende Erscheinung blieb weit über seine Lebenszeit hinaus ein erhabenes Beispiel, das leider keine würdige Nachfolge fand. Seit Jahrhunderten wieder der erste große deutsche Staatsmann, überragte er zu sehr das gewöhnliche Maß. Er war sich bewußt, des Volkes Sache zu führen, und er fühlte sich durchaus als Deutscher. Mit genialem Blicke suchte er seinem Staate Anteil an Welthandel und Kolonisation zu sichern und rückte durch die Schaffung des Elbe-Oder-Kanals Berlin in den Mittelpunkt eines großen Netzes von Handelsstraßen, womit er die erste Grundlage schuf zu der erstaunlichen wirtschaftlichen Entwicklung, die der Hauptstadt des späteren Königreichs Preußen und des geeinten Deutschen Reiches vorbehalten war. Die Untertanen des Großen Kurfürsten hatten, wenn auch anfangs hier und da widerstrebend, die Segnungen staatlicher Ordnung und einer kraftvollen monarchischen Regierung kennen und würdigen gelernt. Die Bevölkerung der Kernlande des mittelalterlichen Reiches verharrte dagegen noch in einem geradezu staatlosen Zustand und hatte demgemäß auch keine Spur einer Staatsgesinnung. Was man mit dem Worte Staat bezeichnete, war etwas ganz anderes, als was wir darunter verstehen: man meinte damit die Hofgesellschaft und höchstens noch das Beamtentum und das Heer. Das Ludwig XIV. zugeschriebene Wort „Der Staat bin ich" stand dieser Anschauung, wenn auch nicht der des damaligen Frankreichs, gar nicht so fern. Gerade in den westlichen Landschaften, die der Gefahr französischer Eroberung am meisten ausgesetzt waren, stand es in dieser Hinsicht am schlimmsten, sie waren bei dem völligen Mangel wirklicher Staatsorganisation dem eroberungssüchtigen Nachbar am wehrlosesten preisgegeben, und eben dadurch erklären sich vor allem die verblüffenden Erfolge der französischen Macht- und Gewaltpolitik.

Die beiden ersten Jahrzehnte des neuen, achtzehnten Jahrhunderts

stürzten fast ganz Europa in zwei gewaltige Kriege, von denen weder der eine noch der andere von Deutschland ausging und die es doch beide stark in Mitleidenschaft zogen. In dem einen handelte sich's um das große spanische Erbe, das durch den Tod Karls II. strittig wurde, in dem andern um die Herrschaft über die Ostsee und ihre Randländer, die das geschwächte Schweden nicht mehr behaupten zu können schien und für die Dänemark, Polen und Rußland als Anwärter auftraten. Während aber jener Gegenstand den deutschen Interessen wirklich fernlag, konnte dieser von sehr ernster Bedeutung für sie werden; denn es war keineswegs gleichgültig, wer als Erbe der 1669 förmlich aufgelösten Hanse das dominium maris Baltici und als Erbe des Ordensstaates die Herrschaft über das Baltenland besaß, ja auch das endgültige Schicksal Pommerns mußte wohl von dem Nordischen Kriege zum mindesten mitbestimmt werden. Aber wieder zeigte sich, daß die habsburgischen und die deutschen Interessen im Gegensatz zueinander standen; denn um jener willen verlangte der Kaiser die Einsetzung der Kräfte des Reiches im Spanischen Erbfolgekriege, während diese sie unzweifelhaft für den Nordischen Krieg gebot. Der Krieg um Spanien führte, da Baiern auf die Seite Ludwigs XIV. trat, die Franzosen 1704 nach Oberdeutschland, der Nordische, da August der Starke seit 1697 König von Polen war, 1706 die Schweden nach Sachsen, und im Jahre 1707 fehlte wenig, so wären die beiden Kriege in einen zusammengeflossen und Deutschland der Schauplatz aller Kämpfe geworden, die sämtliche Nationen Europas in Waffen gegeneinander führten. Nur dem strengen Protestantismus und der persönlichen Abneigung Karls XII. gegen Ludwig XIV. hat es unser Vaterland zu danken, daß es vor diesem entsetzlichen Schicksal bewahrt blieb. Als aber der Schwedenkönig seinen abenteuerlichen Zug nach der Ukraine mit der Niederlage bei Poltawa bezahlen und in die Türkei flüchten mußte, um diese zur Hilfe gegen Peter I. aufzubieten, da war die Zeit gekommen, wo das deutsche Reich die baltischen Lande wieder in deutschen Besitz zurückbringen konnte; jedoch Kaiser und Reich versäumten die schöne Gelegenheit und ließen die alten deutschen Gebiete 1712 widerspruchslos in die Hände des russischen Zaren fallen. Noch schmählicher und frevelhafter war es, daß nach der Schlacht bei Oudenaarde (1708) der Wiedergewinn Straßburgs, den Ludwig XIV. anbot, an der unsinnigen Forderung scheiterte, der König von Frankreich solle seinen Enkel mit den eigenen Waffen aus Spanien vertreiben. Um dieser Maßlosigkeit der Verbündeten willen mußte Straßburg noch 162 Jahre in französischer Gewalt verbleiben. Das nannte man damals deutsche Politik! Dennoch hatte auch diese Zeit einen nicht unbeträchtlichen Wert für den deutschen Gedanken. „Wohl war die

Politik wie die Kriegführung des ‚Reiches' kläglich genug; aber wie verschwand die Misere der Reichsarmeen vor dem überlegenen Eindruck dessen, was gleichzeitig Eugen, Marlborough, Markgraf Ludwig ebenfalls mit deutschen Truppen ausführten! Solche Taten sind nie vergeblich, auch wenn ihnen der nächste Lohn entwunden wird. Verschwand nun doch der lange eingebildete Zauber französischer Unbesiegbarkeit; ward doch der Bewunderung und Anbetung des französischen Wesens endlich ein Ziel gesetzt! Denn in diesen Kriegen erwachte zuerst wieder mit neuer Stärke der gesunde nationale Gegensatz gegen das Franzosentum; unter dem doppelten Eindruck der Greuel von 1689 und 1693 und der Siege, die folgten, gewann das deutsche Wesen wieder eine Haltung und ein Gefühl des eigenen Wertes, das unmittelbar nach dem Westfälischen Frieden dem von allen Seiten einstürmenden Eindruck französischer Überlegenheit und französischer Vorbilder zu erliegen drohte." (Ludwig Häusser, Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des Deutschen Bundes, I, S. 10 f.)

Klüger und deutscher als der Kaiser handelte Friedrich Wilhelm I. von Preußen, indem er 1713, als die Russen Absichten zeigten, von Pommern Besitz zu ergreifen, durch Einsetzung seines erprobten Heeres im Nordischen Kriege die Odermündung vor abermaliger Fremdherrschaft zu retten suchte. Jetzt endlich erhielt Preußen im Stockholmer Frieden von 1720 die wichtige Handelsstadt Stettin und von Vorpommern wenigstens den östlichen Teil von der Oder bis zur Peene; der wertvollere westliche mit der schönen Insel Rügen blieb trotz wiederholter preußischer Eroberung leider auch jetzt noch schwedisch.

Wie Preußen, so war auch Hannover noch in den Nordischen Krieg eingetreten, um Bremen und Verden aus schwedischen Händen zurückzugewinnen, und so kehrten nach Niederlegung der Waffen auch die Mündungsländer der Elbe und Weser zum deutschen Vaterlande zurück. Dem deutschen Handel eröffneten sich damit wie mit der Wiedererwerbung Stettins Aussichten auf eine bessere Zukunft.

Der Utrechter Friede brachte Östreich einen beträchtlichen, der Stockholmer dem preußischen Staate einen bescheidenen Gebietszuwachs; jener aber war undeutscher, dieser deutscher Art; Östreich erhielt italienische Länder, wuchs also aus Deutschland hinaus, Preußen gewann deutsches Land zurück, wuchs also in Deutschland hinein. Konnte es zweifelhaft sein, wo der nationale Gedanke die bessere Heimstätte haben würde, welcher von den beiden Staaten den begründeteren Anspruch auf die Führung in einem künftigen Deutschland hatte?

Die Interessen der deutschen Einzelstaaten aber gingen immer weiter auseinander, seit deutsche Fürstenhäuser in wachsender

Zahl fremde Throne bestiegen. Seit 1460 herrschten die Oldenburger in Dänemark, seit 1654 die Wittelsbacher in Schweden, seit 1687 die Habsburger in Ungarn, seit 1697 die Wettiner in Polen, 1713 gewann Habsburg die Herrschaft in Mailand, Neapel und Sardinien, 1714 das Haus der Welfen die Königskrone von Großbritannien. Wer aber meinen möchte, diese deutschen Fürstengeschlechter hätten ihre Macht auf den ausländischen Thronen dazu genutzt, dort eine den deutschen Interessen dienliche Politik zu treiben, der kennt die Deutschen schlecht; vielmehr führten diese Verbindungen nur dazu, daß die fremden Mächte fortwährend auf die deutsche Politik und auf die Geschicke Deutschlands nachteilig einwirkten.

Anders die Hohenzollern, die ihren rein deutschen Staat nur nach preußischen Gesichtspunkten regierten und ihn in richtiger Erkenntnis seiner gefährdeten Lage und seiner großen Aufgaben zu einer waffenstarken, schlagfertigen Macht entwickelten, worum sich Friedrich Wilhelm I. das höchste Verdienst erwarb. Außer dem mustergültigen, stark vermehrten Heere schuf er dem preußischen Staate die zweite Säule seiner späteren Größe in dem durch und durch monarchischen, nur dem Gesamtstaat dienenden Beamtentum, das an Pflichttreue und Fleiß nirgends seinesgleichen hatte. Als der größte „innere" König machte dieser strenge Fürst, der vor Kant wie eine Verkörperung von dessen kategorischem Imperativ wirkt, Preußen zu einer lebendigen, alle Kräfte des Volkes entwickelnden und beherrschenden Staatseinheit.

In scharfem Gegensatze dazu wurde Österreich durch die Erwerbung der früher spanischen Gebiete von seinen nächstliegenden Aufgaben, wie Prinz Eugen sie ihm in seiner ruhmvollen Siegeslaufbahn wies, bedenklich abgelenkt. Unverkennbar war es die geschichtliche Bestimmung des habsburgischen Reiches, die deutsche Kultur nach dem Orient zu tragen, und wäre seine Politik den Wogen der Donau und den Wegen Eugens ausdauernd gefolgt, so hätte sie Konstantinopel gewonnen, noch ehe die Russen Anstalten treffen konnten, ihren Anspruch darauf zu vertreten, und die ganze orientalische Frage wäre schon im 18. Jahrhundert zugunsten des Deutschtums und zum Heile des Weltfriedens gelöst gewesen. Mit dem Frieden von Passarowitz tat Österreich den ersten, verheißungsvollen Schritt auf dieser zukunftsreichen Bahn; leider folgte ihm kein zweiter, vielmehr bedeutete der nach Eugens Tod abgeschlossene Belgrader Friede einen Rückschritt: das zwanzig Jahre vorher gewonnene Gebiet ging größtenteils wieder verloren. Für solch große Gedanken hatte Kaiser Karl VI. keinen Sinn; nicht um die Förderung des Deutschtums war es ihm zu tun, sondern lediglich um das habsburgische Hausinteresse. Darum bemühte er sich, seine ganze, fast drei Jahrzehnte währende Regierungszeit hindurch

mit den verwickeltsten Winkelzügen und kostspieligsten Händeln einer treulosen Politik nur darum, das Hausgesetz der sogenannten Pragmatischen Sanktion, das unter Aufhebung der salischen Erbfolgeordnung die künftige Herrschaft über die österreichischen Länder seiner Tochter Maria Theresia zusprach, als Reichsgesetz anerkannt zu sehen und gegen das feindliche Ausland zu sichern. Der Zweck dieses Strebens war, Österreich zur herrschenden Macht Mittel- und Südeuropas zu erheben, und deshalb galt es, auch im Reiche die alten Rechte des Kaisertums wieder mehr zu betonen. Drei wichtige Werte des Deutschtums hat Kaiser Karl VI. diesem Ziele geopfert: er opferte das Vordringen nach dem Orient; er opferte eine in Ostende gegründete ostindische Handelsgesellschaft, die dem neidischen England ein Dorn im Auge war: hier gab er eine weltwirtschaftliche Aussicht preis, um Englands Zustimmung zur Pragmatischen Sanktion zu gewinnen; er opferte das deutsche Herzogtum Lothringen, das um des gleichen Zweckes willen im Wiener Frieden, der den Polnischen Erbfolgekrieg beendete, an Frankreich verhandelt wurde. So wahrhaft frevelhaft verschleuderte ein deutscher Kaiser die höchsten Werte der deutschen Nation! Und was war dafür gewonnen? „Fast aller nach 1700 gemachten Erwerbungen beraubt, mit der Schuld am Verluste Lothringens belastet, im Innern immer noch lose gefügt, trotz aller Verträge ohne jeden sicheren Bundesgenossen und mit Preußen verfeindet, sah Österreich dem nahen Ausgange des Mannesstammes der Habsburger entgegen."

Preußen hatte sich von früher her über die Vorenthaltung der schlesischen Herzogtümer Liegnitz, Brieg und Wohlau sowie der Markgrafschaft Jägerndorf, ferner um Pommerns willen gegen den Kaiser zu beklagen; Karl VI. fügte diesen Beschwerden durch seine wortbrüchige Politik noch die über die Jülich-Bergische Sache hinzu. Karls Tod mußte diese Dinge der Entscheidung entgegenführen.

Das zerspaltene Deutschland stand nach 1648 wie politisch so auch wirtschaftlich unter drückender Fremdherrschaft. Die Holländer beherrschten den gesamten Geldverkehr — die 1609 gegründete Bank von Amsterdam wurde um die Mitte des Jahrhunderts die erste Geldmacht — und waren die Herren der ganzen rheinländischen Wirtschaft; die Franzosen überfluteten mit ihren Luxuswaren die höheren Kreise, und die italienischen Hausierer drangen bis in jedes Dorf.

Der Binnenhandel war durch die vielen Zölle wie durch Mangel an Verkehrsmitteln gehemmt, der Außenhandel meist zum Passivhandel herabgesunken, der Anteil am Welthandel verloren. Eine kräftige Besserung trat nur da ein, wo der fürstliche Merkantilismus helfend und fördernd eingriff, oder wo eine selbständige Stadtwirtschaft gewinnbringenden Handel ermöglichte. Aber an günstigeren Plätzen atmete

das fleißige deutsche Bürgertum wirtschaftlich doch bald wieder auf; 1667 konnte Pufendorf das Vaterland schon wieder ein reiches Land nennen. Mochte das auch für das ganze ein zu günstiges Urteil sein, so traf es doch für manche Teile zu. Hamburg wurde damals durch eine dem nationalen Interesse gegenüber zwar gleichgültige, aber es doch mächtig fördernde Stadtpolitik zur ersten Handelsstadt Deutschlands.

In den höheren Kreisen der Bevölkerung herrschte ausländische Bildung, die sich besonders in schlimmer Sprachverwilderung kund machte. Zwar entstanden zur Pflege deutscher Sprache und Gesinnung deutsche Sprachgesellschaften, die erste [illegible] vor dem großen Kriege, aber den Sieg der fremden Bildung vermochten sie nicht zu verhindern. Auf die protestantischen Höfe wirkte das holländische, später das französische Vorbild, auf die katholischen das italienische und spanische Wesen; fast einzig der schlichte Hof Friedrich Wilhelms I. von Preußen bildete eine Ausnahme von dem allgemeinen undeutschen Treiben. Der unbestreitbare Fortschritt im gesellschaftlichen Leben, den der fremde Einfluß bewirkte, war ein Rückschritt im sittlichen.

Die Wissenschaft begann sich zu Ende des Jahrhunderts zu heben; seit Kepler 1609 die Gesetze der Planetenbewegung entdeckt, hatte sie nichts hervorragendes geleistet. Die moderne Hochschule des Zeitalters war Halle, als kurbrandenburgische Universität 1694 gegründet. Hier lehrte Thomasius, der in Leipzig 1687 zuerst deutsche Vorlesungen zu halten gewagt und 1688 die erste deutsche wissenschaftliche Zeitschrift, die „Monatsgespräche", herausgegeben hatte. 1700 brachte Leibniz die Gründung der Akademie der Wissenschaften in Berlin zustande zur Erforschung und Pflege deutscher Sprache und Geschichte, deren bester Kenner und Schätzer er war. Schon 1680 schrieb er seine „Ermahnung an die Teutschen, ihren Verstand und Sprache besser zu üben", und 1697 folgten dieser Schrift seine „Unvorgreiflichen Gedanken betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache".

Dichtung und Kunst dagegen blieben noch ganz von fremden Vorbildern abhängig. Da das Volksleben durch den verwüstenden Krieg verkümmert war, so gab es nur eine Dichtung von Gelehrten, deren ausschließlicher Zweck war, angenehm zu belehren.

Das deutsche Bürgertum, das sich gegen das Ende dieser Periode mehr auf die Pflege des Eigenen besann und so eine nationale Kultur vorbereitete, hat auch die deutsche Musik vor der völligen Überflutung durch fremde Kunst, namentlich durch die italienische Oper, die damals in Deutschland üppig wucherte, gerettet, nachdem zunächst Heinrich Schütz, 1617—1672 Kapellmeister in Dresden, das Feld gegen sie behauptet hatte. Zum erhabensten Ausdruck brachten den deutsch-

evangelischen Geist die beiden gleichaltrigen mitteldeutschen Meister Johann Sebastian Bach (1685—1750) und Georg Friedrich Händel (1685—1759).

In der bildenden Kunst jedoch überwog durchaus der fremde Einfluß: im protestantischen Deutschland herrschte hier wie im höfischen Leben erst das holländische, dann das französische, im katholischen das italienische Muster. Dresden, die Residenz des prunkvollen August des Starken, wurde durch seine Barockbauten zum schönsten Fürstensitz Deutschlands; echt deutsch wirkte hier inmitten des Fremden nur Georg Bähr, der Schöpfer der Frauenkirche. Die in der Plastik herrschende malerisch bewegte Richtung Berninis fand im Meißner Porzellan das geeignetste Material. Die reichen Schätze der von den Fürsten angelegten Kunstsammlungen gaben aber auch der einheimischen Kunst vielfache Anregung und förderten dadurch auch die schöpferische Tätigkeit deutscher Meister.

1740—1815.

Durch die unermüdlich strebsame und zuversichtliche Arbeit des tüchtigen deutschen Bürgertums wie durch das Mäcenatentum vieler seiner Fürsten war Deutschland aus der schrecklichen dreißigjährigen Zerstörungszeit langsam wieder zu einem großen, zukunftreichen Kulturland aufgestiegen, aber seine nationale Einheit hatte sich immer mehr gelockert, und die politische Rolle, die das Reich als Ganzes in Europa spielte, entbehrte jeglicher Achtung.

Aber das Reich war nicht die Nation; der Unterschied zwischen diesen beiden war durch die Politik des Hauses Habsburg zum Gegensatz gesteigert worden. Insbesondere Friedrich III., Karl V., Ferdinand II., Leopold I. und Karl VI. hatten sich schwer an der deutschen Nation versündigt und deren Gut verschleudert, als ob sie nicht ihre Herrscher, sondern ihre schlimmsten Feinde gewesen wären. Die Schweiz, Elsaß, Lothringen, die Niederlande, die baltischen Länder, die Ostseeherrschaft, Welthandel und Weltstellung, politische und religiöse Einheit — all das ging Deutschland durch die Schuld der Habsburger verloren; es ist ein Sündenregister ohnegleichen.

Friedrich II. von Preußen drückte das Reich vollends zur leeren Form herab und machte den kaiserlichen Gesandten wie das Reichsheer zum Gespött der Welt; aber den nationalen Interessen schaffte er eine Vertretung, wie sie seit Jahrhunderten nicht gefunden hatten.

Die Welt erhielt in den Tagen dieses Herrschers ein verändertes Gesicht. Eine neue Weltanschauung trat, von England ausgehend,

einen raschen Eroberungszug durch Europa an: die Aufklärung, die Gegnerin alles geschichtlichen und nationalen Lebens. Ihr hatten nur der Einzelmensch und die Menschheit als Ganzes Geltung, aber kein Volk, kein Staat; alle historischen Werte galten als veraltet, der Begriff der Nation als kleinlich beschränkt. Die unvermeidlichen Folgen solcher Anschauung waren ein nahezu völliger Mangel an Staatsgesinnung und ein empfindlicher Niedergang des nationalen Gemeingefühls, Erscheinungen, die nirgends schädlicher wirken konnten als in Deutschland, wo es mit diesen Tugenden ohnehin schlecht genug bestellt war. Andererseits führte die Aufklärung zu einer Schätzung der gemeinsamen geistigen Güter der Nation, jedoch nicht weil sie Eigentum der Nation waren, sondern weil sie als Gemeinbesitz der Menschheit in Anspruch genommen wurden. Friedrich II. ist in dieser Beziehung ein Schüler der Aufklärung gewesen, während er in jener in einem entschiedenen Gegensatze zu ihr stand.

Auch in politischer Hinsicht bekam die Welt, und nicht nur die europäische, in seinen Tagen und nicht zum wenigsten durch seine Taten ein wesentlich anderes Aussehen. Die Entstehung der preußischen Großmacht verschob alle überlieferten Machtverhältnisse und rief in den bisher maßgebenden Staaten Mißtrauen und Feindschaft hervor; und wer wollte das nicht begreiflich finden! Hier eben zeigte sich der scharfe Gegensatz des jungen Preußenkönigs zur Aufklärung, die in jenen Jahren ihre Herrschaft in den Geistern der Menschen anzutreten begann. So sehr er mit ihr darin übereinstimmte, daß es für den Menschen, der die Welt verstehen und auf sie wirken wolle, vor allem darauf ankomme, seinen Verstand auszubilden, daß Religion und Sittlichkeit einer eigenen Kultur nicht bedürften, so unbedingt nahm er als Herrscher doch für das staatliche Leben einen Eigenwert in Anspruch, so entschieden vertrat er doch die Interessen der Nation. Diese wahrte er mit seinen Bundesgenossen genau wie einst Moritz von Sachsen gegen Kaiser und Reich, aber wieder, seinem großen Ahnherrn gleich, ohne darum nationale Werte an das Ausland preiszugeben. Der Sieg von Roßbach war ein so klarer Triumph des Deutschtums, daß er in ganz Deutschland ohne Unterschied der politischen Parteien bejubelt wurde.

Der preußisch-östreichische Dualismus, der das Deutsche Reich immer tiefer spaltete, konnte freilich auf diesem Wege nur verschärft werden und war mit dem Hubertusburger Frieden auf seinen Höhepunkt gelangt. Mehr noch als bisher hing von dem Verhältnis der beiden deutschen Großmächte das künftige Geschick der ganzen Nation ab. Das Reich war durch die außerordentliche Machtsteigerung dieser beiden Einzelstaaten und ihren alle deutschen An-

gelegenheiten beherrschenden Gegensatz geradezu vernichtet, aber das Nationalgefühl richtete sich an den Taten Friedrichs des Großen sichtbar empor. Das preußische Volk hatte die Interessen der gesamten Nation gegen schwerste ausländische Bedrohung in siebenjährigem Kriege gegen eine erdrückende Koalition siegreich verteidigt und sein genialer König damit den Grundstein für eine Erneuerung des Deutschen Reiches gelegt. Immer klarer wurde es, daß eine solche nur von Preußen erhofft werden könne.

Aber nicht nur im Kriege, sondern auch im Frieden hat Friedrich die Interessen der Nation gegen den Kaiser mit Nachdruck und Erfolg vertreten, ja bei Josephs II. bairischem Tauschplan sogar das Wagnis eines nochmaligen Feldzugs nicht gescheut. Und noch kurz vor seinem Tode hat er den ländergierigen Absichten des Sohnes der Maria Theresia, der durch territoriale Mittel Östreich ein entscheidendes Übergewicht über Preußen zu verschaffen strebte, durch die Gründung des deutschen Fürstenbundes einen Riegel vorgeschoben. Da aber der Fürstenbund die Erhaltung der Reichsverfassung gegenüber Josephs Gelüsten, sie zu seinem Vorteil zu verletzen, erstrebte, konnte er natürlich nicht als Organ für ihre Reform in Betracht kommen. Immerhin war er insofern nicht ohne Bedeutung, als er die Richtung zeigte, in der das Heil für Deutschlands Zukunft zu suchen war: zum ersten Male stand hier Preußen an der Spitze des außeröstreichischen Deutschlands. Besonders Karl August von Sachsen-Weimar zeigte sich bestrebt, ihm eine festere Form zu geben und ihn zu einem nationalen Einigungswerk auszugestalten. Aber der untüchtige Nachfolger des großen Friedrich ließ dieses wertvolle Werkzeug einer starken nationalen Politik Preußens seinen schwachen Händen entgleiten und den Fürstenbund zerfallen; obwohl ihn seine Stifter zur Wahrung der Reichsverfassung geschlossen hatten, hätte ein kluger und geschickter Staatsmann ihn doch zur Heilung der ärgsten Gebrechen des staatlichen Lebens nutzen können; seine Auflösung bedeutete darum den unzweifelhaften Verzicht auf jede Verfassungsreform und die Beibehaltung jenes trostlosen Zustandes, daß das Reich aus 314 ständischen und 1475 ritterschaftlichen Territorien bestand.

Auch in einer auswärtigen Angelegenheit zeigte sich Friedrich Wilhelm II. den Forderungen einer nationalen Politik nicht gewachsen. Die holländischen Verhältnisse gaben 1787 Anlaß zu einem Einmarsch preußischer Truppen und zur Besetzung des Landes. Die schöne Gelegenheit, die Rheinmündungsländer wieder mit Deutschland zu vereinigen, hat der untaugliche Fürst schmählich versäumt.

Das Friderizianische Zeitalter hob auch den letzten Zweifel daran, daß das Reich unfähig war, je wieder als politische Lebensform des

deutschen Volkes zu dienen. In den größeren Einzelstaaten aber herrschte reges Leben, hier machte die Nation wirtschaftliche und geistige Fortschritte. Den durch die Wiedererwerbung der deutschen Flußmündungen doch nur ermöglichten Anteil am Welthandel suchte Friedrich der Große durch privilegierte Handelsgesellschaften zu gewinnen und gründete zur Erleichterung des Geldverkehrs die Preußische Bank und die Seehandlung. Begünstigt wurde dieses Streben durch den Erwerb Ostfrieslands und durch die Anlage des Hafens von Swinemünde.

Der Vielstaaterei entsprach aber die Vielheit der geschlossenen Wirtschaftsgebiete mit ihren übermäßig zahlreichen Zollstätten, wodurch ein rascher Aufschwung des deutschen Wirtschaftslebens verhindert wurde. Im ganzen war daher die deutsche Handelsbilanz noch ungünstig, nur in den größeren Staaten besser; hier wurde Deutschland wieder ein wohlhabendes Land.

Unter dem fürstlichen Merkantilismus erwuchs das Bürgertum zum wirtschaftlich, gesellschaftlich und geistig maßgebenden Stande der Nation, während die Höfe noch lange in ihrer Vorliebe für die fremde Bildung verharrten. Der deutschen Bildung fehlte ein großer, tonangebender Mittelpunkt, wie ihn Frankreich in Paris besaß und noch heute besitzt; dafür gab es in Deutschland eine Menge kleinerer, die der Eigenart der deutschen Volksstämme und Landschaften eine mannigfaltigere und fruchtbarere Wirksamkeit vergönnten.

Eine bemerkenswerte Wandlung, in der sich die Wirkung der Taten des großen Preußenkönigs spiegelt, zeigt die deutsche Literatur: während die Wochenschriften der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts noch ganz unpolitisch waren, geht in der zweiten durch das politische Leben der Nation ein frischer Zug. Die publizistischen Aufklärer sind alle Politiker und zeigen, was besonders betonenswert ist, nationalen und vaterländischen Sinn. Schon 1759 schrieb der Stuttgarter Friedrich Karl von Moser eine Schrift „Der Herr und der Diener", worin er das Verhältnis zwischen Fürst und Volk ganz im Friderizianischen Sinne erörterte, und 1766 eine andere „Von deutschem Nationalgeist", ein ganz Lessingisch anmutendes Zeugnis für die innere Befreiung des deutschen Volksgeistes von der Herrschaft des Franzosentums; später gab er sein zwölf Bände umfassendes „Patriotisches Archiv" (1784—90) heraus. Ein anderer Süddeutscher, der jung verstorbene Thomas Abbt aus Ulm, feierte in seiner Schrift „Vom Tode für das Vaterland" (1761) den preußischen Heldenkönig unter allgemein deutschen Gesichtspunkten, und Friedrichs letzter Arzt J. G. Zimmermann wandte sich in der Schrift „Vom Nationalstolze" (1758) gegen den eitlen Hochmut der soeben bei Roßbach geschlagenen Franzosen. Süddeutsche waren auch Christian Friedrich Schubart, der Verfasser

der „Deutschen Chronik" (1774), und der Göttinger Geschichtsprofessor A. L. von Schlözer, Herausgeber der „Göttingischen Staatsanzeigen" (1776 ff.), ein Norddeutscher dagegen Justus Möser aus Osnabrück, dessen „Patriotische Phantasien" (1775—76) Zeugnisse echt deutschen Volksgeistes waren. Sie alle sind von Friedrich dem Großen angeregt, der an der Erweckung des politischen Sinnes in Deutschland den bedeutendsten Anteil hat; gewann doch Deutschland mit ihm eine politische Persönlichkeit von bisher unerhörter Volkstümlichkeit.

Viel nachhaltiger war natürlich die Wirkung dieser großen Erscheinung in der deutschen Dichtung, von der der König selbst bekanntlich so gering dachte und keine genügende Kenntnis besaß. Sein bewundertes Vorbild ließ Ewald von Kleists Epos „Cissides und Paches" (1758) und Lessings Drama „Philotas" (1759) entstehen, und der Vergleich der „Minna von Barnhelm", unsres klassischen nationalen Lustspiels, mit dem Siege von Roßbach ist ein Gemeinplatz geworden. Den Aufschwung des deutschen Geistes, den das Zeitalter Friedrichs des Großen herbeiführte, spiegelt aber unsere gesamte klassische Dichtung, an ihrer Spitze der große sächsische Poet und „größte Kritiker Europas", wie ihn Macaulay treffend bezeichnete. „Nach Lessings Schriften", sagt Frau von Stael, „wagte man in Deutschland sich einen Deutschen zu nennen", und bei Rückert heißt er einfach Lessing der Befreier. Klopstock besang zuerst das deutsche Vaterland (Ode „Mein Vaterland" 1768), und Wieland öffnete der deutschen Dichtung durch den Reiz seiner Erzählungskunst und die Anmut seiner sprachlichen Form auch die französisch gebildeten Kreise. Der preußische Dichterverein trat unter dem Einfluß der Siege Friedrichs des Großen zuerst auf den Boden der Gegenwart und der Heimat, und der Göttinger Hain erhob sich zum Kampfe für echtes Deutschtum. Im Jahre 1773 ließ Herder seine Blätter von deutscher Art und Kunst erscheinen, und Goethes „Götz von Berlichingen" machte den Anfang zu einer neuen großen deutschen Kunst. Im Laufe des nächsten Menschenalters führten Goethe und Schiller die Tage des höchsten Glanzes deutscher Dichtung herauf, und gleichzeitig wurde Wien durch Gluck, Mozart und Haydn Deutschlands musikalische Hauptstadt, wie Weimar die geistige war.

Die rationalistische Aufklärung hatte den Deutschen nach langer Abwendung vom staatlichen Leben wieder öffentliche Interessen gegeben, das bleibt ihr unbestreitbares Verdienst; Klopstock und seine Anhänger verhalfen ihnen zu einem besonderen Stolze, das ganze spätere Leben dieses Dichters war erfüllt von national-deutschen Entwürfen, worunter der einer deutschen Gelehrtenrepublik (verstehe: Dichtervereinigung oder Schriftstellergesellschaft) der bedeutsamste und

eigenartigste war; das Wort Deutschheit kam auf, in Mannheim entstand ein deutsches Nationaltheater – der Hamburger Versuch von 1767 war kläglich gescheitert –, und Schiller entwarf sein Gedicht „Deutsche Größe". Aber gerade darin heißt es: „Deutsches Reich und deutsche Nation sind zweierlei Dinge. Abgesondert von dem Politischen hat der Deutsche sich einen eigenen Wert gegründet." Der Staat galt diesem aufklärerischen Geschlecht als Notbehelf, als eine Einrichtung, die besser nicht wäre, die Vaterlandsliebe als eine Empfindung unreifer Nationen; bezeichnete sie doch selbst Lessing als heroische Schwachheit.

Die Ausreifung des Sturmes und Dranges im nationalen Sinne, zu der der „Götz" den Weg einschlug, wurde abgeschnitten durch den von Winckelmann begründeten und von dem aus Italien heimgekehrten Goethe auf die Höhe geführten Neuhumanismus; „die Stufe eines neuen Nationalismus wird, kaum erreicht, übersprungen zugunsten eines neuen Universalismus." Schiller ruft den Deutschen zu:

„Zur Nation euch zu bilden, ihr hofft es, Deutsche, vergebens;
Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus."

So tritt das neue Ideal auf: Menschheitsbildung, Lessing ist sein begeisterter Apostel. Gewonnen ist der Begriff der neuen deutschen Kulturnation, den Boden des nationalen Erdreichs hat man unter den Füßen verloren. „Erst furchtbare Erschütterungen sollten die Deutschen lehren, daß das höchste irdische Gut des gebildeten Mannes das Vaterland ist und daß der Staat nichts Geringeres ist als die notwendige Folgerung aus der sittlichen Natur des Menschen, das rechtlich zur selbständig wollenden Persönlichkeit geeinte Volk" [1]).

Die französische Revolution wurde als Versuch, die Anschauungen der Aufklärung im staatlichen Leben zu verwirklichen, von den gebildeten Deutschen anfangs mit hellem Jubel begrüßt; bald folgte die Ernüchterung und voller Umschwung; typisch sind dafür Klopstocks Oden „Die États généraux" (1789) und „Mein Irrtum" (1793), diese mit der Klage: „Ach, des goldenen Traums Wonn' ist dahin".

Das Bündnis, das Preußen und Österreich gegen die Revolution schlossen, war durch das vergiftende Mißtrauen der beiden Mächte gegeneinander von vornherein zur Unfruchtbarkeit verurteilt. Als Sprengpulver wirkte die polnische Frage, in der Österreich ein ränkevolles Spiel gegen Preußen trieb; dieses beschränkte sich deshalb am Rhein auf die Verteidigung und warf alle Kräfte nach Polen. Die

[1]) „Der Staat ist das als unabhängige Nation rechtlich geeinte Volk." Treitschke, Politik, erstes Buch § 1, S. 13.

Österreicher zeigten auch hier wieder, wie wenig ihnen deutsche Belange galten, und gaben das linke Rheinufer kampflos preis. Unfähig, einen Krieg nach zwei Fronten zu führen, sah sich Preußen, um nicht bei der völligen Auflösung Polens von Rußland und Österreich ganz beiseite gedrängt und in seinen Lebensinteressen bedroht zu werden, genötigt, mit dem Gegner im Westen den Frieden von Basel zu schließen und das älteste deutsche Kulturland westlich vom Rhein an Frankreich auszuliefern. Damit überließ es sich einer schwächlichen Neutralitätspolitik, die seine Wege von denen der anderen deutschen Großmacht zum Vorteil Frankreichs auf beinahe drei Jahrzehnte durchaus trennte und sein seit Friedrich dem Großen gewonnenes Ansehen in Süddeutschland vollständig vernichtete.

Der Friede von Lüneville bestätigte die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich und brachte für Deutschland neue Umwälzungen, aber keine haltbare Gestalt seiner Gebietsverteilung und seiner Gesamtverfassung. Das Mittel, die Beschlüsse von Lüneville in die Wirklichkeit umzusetzen, war der Reichsdeputationshauptschluß von 1803, der mehr als hundert deutsche Kleinstaaten vernichtete. An sich war das gewiß kein Schaden, ja die Amputation hätte zum Heile Deutschlands noch kräftiger sein können; aber daß sie als Gewaltstreich Frankreichs oder richtiger Napoleons geschah, war doch eine Schmach ohnegleichen. „Was die Reformation angebahnt, der Westfälische Friede weitergeführt, Pufendorf vorahnend vollendet gesehen, Friedrich der Große einmal hatte vollenden wollen, das brachte diese Fürstenrevolution zum Abschluß. Aber so notwendig und also innerlich berechtigt sie auch war, sie wurde vollzogen im Interesse eines ideenlosen fürstlichen Partikularismus, nicht der Nation; sie bahnte daher auch keine Erneuerung der unhaltbaren Reichsverfassung an, sondern sie bereitete nur die Fremdherrschaft vor." Diese Selbstvernichtung war das letzte Ergebnis jener selbstsüchtigen Eigenbrö.elei, die mit dem Streben nach Erblichkeit der Lehen begonnen hatte [1]), und darin lag eine gerechte Vergeltung.

Im Herbst des Jahres 1804 erschien der neue Kaiser der Franzosen in Mainz zuerst auf deutschem Boden. „Auch die gebildeten Deutschen sahen in dem fremden Usurpator nur das Genie, nicht den Todfeind Deutschlands und hatten für die unsägliche Schmach, die in alledem lag, keine Empfindung. Niemals, auch nicht nach dem Dreißigjährigen Kriege, hatte das deutsche Nationalbewußtsein so tief gestanden wie in den goldenen Tagen von Weimar." Erst wenn man sich diese Vorgänge und Zustände recht deutlich vor Augen stellt, kann

[1]) Siehe S. 11.

man begreifen, was es bedeutete, daß eben in jenem Jahre Friedrich Schiller dem deutschen Volke zurief:

„Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft."

Wie später Heinrich von Kleist in seinem Varus, so stellte im „Wilhelm Tell" Schiller im Geßler ein Abbild napoleonischer Tyrannengewalt auf die Bühne und deutete mit der Befreiung der Schweiz prophetisch auf die des deutschen Vaterlandes voraus. Und sein im gleichen Jahre geschriebenes, erst 1825 veröffentlichtes Gedicht „Auf den Kaiser Napoleon", das mit den Worten beginnt:

„Mag die Welt in törichtem Erstaunen
Knechtisch deiner Macht Verehrung weih'n,"

schließt mit der zehn Jahre später erfüllten Vorhersage:

„Nur ein Werkzeug in der Rache Händen,
Wirst auch du von ihr zerstört."

Um jenes knechtische Verhalten der Deutschen gegenüber dem erst vor kurzem auf den Thron gestiegenen Napoleon zu erklären, genügt es nicht, auf den Mangel an Taten hinzuweisen, den man den deutschen Regierungen vorgeworfen hat, ebensowenig auf das Fehlen einer deutschen Hauptstadt oder jeder Organisation der vorwärtsstrebenden Kräfte. Das sind nur nebensächliche Dinge, die nicht so hätten wirken können, wenn dem deutschen Volke ein starker deutscher Sinn eigen wäre. Jenes schmähliche Betragen erklärt sich einzig aus dem Mangel nationalen Denkens und des Bewußtseins nationaler Würde und völkischer Pflicht.

Von Preußen ein besseres Beispiel zu erwarten, war man leider nicht mehr berechtigt. Das rasche Wachstum des Friderizianischen Staates unter Friedrich Wilhelm II. war ungesund, die innere Kraft entsprach dem Umfang nicht; nach außen trieb er eine mattherzige Friedenspolitik, die ihn vor den schwersten Verletzungen seiner Rechte und Interessen nicht schützte. Und das gegenüber diesem eroberungssüchtigen Frankreich, das eben damals von dem stärksten Willen geleitet wurde, der vor keiner Gewalttat zurückschreckte und nur das Recht anerkannte, hinter dem die entsprechende Macht stand! Die schmachvollen Verträge von Schönbrunn und Paris waren die Folge dieser verfehlten Politik: der Staat Friedrichs des Großen wurde zum Knecht Frankreichs.

Und wie ihm, so ging es nun dem Deutschen Reiche. Die Stiftung des Rheinbunds, wodurch sechzehn deutsche Fürsten dem Vaterlande die Treue aufkündigten, führte endlich auch die formelle Auflösung des Reiches nach nahezu tausendjährigem Bestehen herbei; aber auch jetzt fiel es nur einem Staatsstreich zum Opfer. Die Niederlegung der Kaiserkrone durch Franz II. konnte rechtmäßigerweise, da das Reich ein Wahlreich war, nur die Wahl eines neuen Kaisers zur Folge haben; aber widerspruchslos nahmen Kurfürsten und Reichstag den Rechtsbruch hin, und mit stumpfer Gleichgültigkeit sahen die Massen dem kläglichen Zusammenbruch und der Aufrichtung der Fremdherrschaft im südwestlichen Deutschland zu. Und als nun endlich Preußen den Weg der Ehre wiederfand und zum Schwerte griff, da war es zu spät, um der hereinbrechenden Sturmflut noch zu wehren: bei Jena brach auch diese letzte Hoffnung der Vaterlandsfreunde zusammen, und vierzehn Tage nach dem Schicksalstage der preußischen Monarchie hielt der Sieger seinen Einzug in Berlin. Auch hier zeigte das Volk dieselbe erbärmliche Haltung, keine Spur eines lebendigen nationalen Empfindens, und die ehrlos übereilte Übergabe der meisten Festungen vervollständigte das Bild des allgemeinen Jammers. Die Lehren der rationalistischen Aufklärer hatten ihre volle politische Ausprägung gefunden: Staat und Nation waren zerbrochen, das Reich der Menschheit konnte beginnen.

Aber gegenüber dem harten Drucke der Fremdherrschaft schlug die Stimmung um, zerfloß die weltbürgerliche Gleichgültigkeit gegen den nationalen Staat in nichts. In weiten Kreisen regte sich der Stolz auf die große Vergangenheit und im Zusammenhange damit die Anhänglichkeit an das Königshaus, die durch die persönliche Würde, welche das edle Königspaar im Unglück bewies, beträchtlich gehoben wurde. Nie war Deutschlands nationalpolitische Lage so trostlos wie 1807 nach dem Frieden von Tilsit. Aber an diesem Tiefpunkt unserer vaterländischen Geschichte beginnt auch eine Erhebung, wie sie kein anderes Volk in so ergreifender Größe und so bewunderungswürdiger Leistung erlebt hat. „Die Wiederaufrichtung Preußens ist eins der großartigsten Schauspiele der deutschen Geschichte, eine Lehre, was Willen und Wissen im Verein vermögen"; sie war ein glänzender Sieg des nationalen Gedankens über den ungeschichtlichen Sinn und die blutleere Menschheitsidee der Aufklärung. Die wirtschaftliche wie die geistige Entwicklung drängte unaufhaltsam zur strafferen politischen Einheit der Nation, und dieser Drang war so mächtig, daß auch die spätere Reaktion ihn nicht zu unterdrücken vermocht hat.

Die Befreiung Deutschlands ging von einer tiefen Umgestaltung des geistigen Lebens und von der Erneuerung des preußischen Staates aus. Die Einzelpersönlichkeit erschien seit dem Aufkommen der

Romantik nicht mehr losgelöst und für sich stehend, sondern als Glied einer großen Gemeinschaft, vor allem des Staates. Fichte lehrte, es gebe nur eine Pflicht: sich selbst zu vergessen, und erzog durch seine geistesgewaltigen Reden an die deutsche Nation das Volk zum nationalen Bewußtsein; sein Deutschland ist nichts Gegebenes, sondern etwas Aufgegebenes, das erst werden soll, wie alle Ideen dieses gewaltigen Willensmenschen. „Es war eine besondere Gunst des Schicksals, daß damals, als Fichte den neuen Geist zu wecken suchte, bereits der Mann das Steuerruder des preußischen Staates ergriffen hatte, der aus ihm den neuen deutschen Staat machen sollte. Das war Stein."

Und um diese beiden Hauptträger des großartigen Neubaus scharen sich die übrigen Reformer; in jedem kehrt sich eine Richtung, die bisher dem Staate abgewendet oder gar feindlich war, dem Staate zu: „in Arndt das alte Luthertum, in Schleiermacher der herrnhutische Pietismus, in Jahn der Teutonismus Klopstocks, in Wilhelm von Humboldt der Neuhumanismus." Bezeichnend für die Deutschen ist dabei zweierlei: einmal dies, daß sie nur durch die schwerste völkische Not zu nationalem Denken erzogen werden, und zum andern, daß sie auch dann nicht den unmittelbaren Entschluß zur praktischen Tat finden, sondern der theoretischen Denkarbeit großer Geister bedürfen, um das Notwendige zu erkennen und anzuerkennen. „Also begann der weltbürgerliche Deutsche, auf philosophischem Umwege und belehrt durch erschütternde Erfahrungen, endlich den Staat und das Vaterland als eine sittliche Notwendigkeit und seine eigene Pflicht gegenüber diesem Vaterlande wenigstens theoretisch zu begreifen, denn einen nationalen Staat hatte er noch nicht."

Nur von Preußen konnte die Befreiung und die Neugestaltung Deutschlands ausgehen, denn nur dieser Staat hatte eine selbständige, stolze nationale Überlieferung. Hier versammelte sich daher die Blüte der Nation, denn die meisten von den führenden Männern der Reform waren Nichtpreußen — so Fichte, Stein, Hardenberg, Arndt, Scharnhorst, Blücher, Gneisenau —, ihre beste Stütze aber hatten sie in der edlen Königin Luise.

Aber die Hoffnung der Patrioten auf eine nahe Befreiung wurde zunächst noch zuschanden: Östreichs verfrühte Erhebung 1809 scheiterte völlig, ebenso die mit ganz unzureichenden Kräften gewagten Aufstände Dörnbergs, Schills und des Herzogs von Braunschweig in Norddeutschland.

Indessen wirkten in Preußen die edelsten Kräfte unverdrossen einig weiter: eine besondere Ruhmestat dieses auf die Hälfte verkleinerten Staates war die mitten in einer Zeit der drückendsten Verarmung

vollzogene Gründung der Universität zu Berlin (1810), die Schöpfung Wilhelms von Humboldt; Arndt pflanzte schon 1807 mit seinem gewaltigen, vom Feuer der Vaterlandsliebe durchglühten Werke „Geist der Zeit" die nationale Fahne auf, Jahn ließ 1810 sein anregungsreiches „Deutsches Volkstum" erscheinen und eröffnete 1811 in der Hasenheide bei Berlin den ersten Turnplatz, wo das Volk den eigenen Körper zur nationalen Waffe schmieden lernte, und der im Frühjahr 1808 in Königsberg begründete Tugendbund strebte die durch das nationale Unglück verzweifelten Gemüter wieder aufzurichten; im geheimen verfolgte er das Ziel, das französische Joch abzuschütteln. Aber nicht nur dieser wenig zahlreiche Bund, sondern das ganze preußische Volk bildete eine einzige große Verschwörung.

Das Jahr 1813 brachte das erste Hervortreten Preußens im bewußt deutschnationalen Sinne. Es ist die reinste und schönste Volkserhebung aller Zeiten, in der ein ganzes Volk die letzten Trümmer seiner Habe, seine gesamten geistigen und körperlichen Kräfte an die Idee des Vaterlandes, des Staates setzte. Es war der weltgeschichtliche Augenblick, da preußisches Staats- und deutsches Nationalgefühl ineinanderflossen. Ins Feld zog das stärkste Aufgebot, das Deutschland seit der Urzeit jemals erlebt hatte, von je 17 Bewohnern ein Krieger, die Blüte des gesamten Volkes, das erste Heer der modernen allgemeinen Wehrpflicht; es war, wie der Dichter sang, ein heiliger Krieg, dem die schönste patriotische Dichtung aller Zeiten die Weihe gab. Was ihm im Unterschied von anderen Erhebungen das besondere Gepräge lieh, war die führende Teilnahme der Gebildeten, die doch die vollkommene Verschmelzung mit dem gemeinen Manne des Volkes nicht ausschloß; damals hat sich das deutsche Studententum seinen Ehrenplatz in der Reihe der Vaterlandsverteidiger gesichert.

Aber der Ausgang der Erhebung hat ihren glänzenden Anfängen nicht entsprochen. Die Schuld daran trug besonders die Unklarheit der Patrioten über das, was eigentlich durch die große Bewegung geschaffen werden sollte; denn die Abschüttelung der Fremdherrschaft war doch vorerst ein rein negatives Ziel, durch dessen Erreichung nur der Raum für den Neubau gewonnen werden konnte. Wie aber dieser aussehen müsse, darüber waren sich selbst Stein und Fichte nicht klar, auch fehlte es an einer bestimmt in einer Richtung drängenden Volksströmung, der die Führer nur die Kraft ihres ausführenden Willens zu leihen gehabt hätten. Diesmal waren die Deutschen im Gegensatz zu ihrem sonstigen Wesen tatenreich, aber gedankenarm. Wer mag sich darüber wundern? Hätte es doch zur Beantwortung der Frage, was werden solle, eines entschiedenen politischen Sinnes bedurft, und dieser ist es ja, der den Deutschen abgeht. So wurde nach einem Sieges-

zug ohnegleichen Deutschland durch die Bundesakte unter die Vormundschaft des Auslands gestellt, ganz wie es im Westfälischen Frieden geschehen war und wie es ihm heute durch den Gewaltfrieden von Versailles zum dritten Male ergangen ist. Im Jahre 1815 aber lag die Erklärung dafür vor allem darin, daß die Erhebung keine gesamtdeutsche gewesen war, und zum andern darin, daß die neidischen Bundesgenossen Preußen die Früchte seiner Taten nicht gönnten. Nicht einmal Elsaß-Lothringen ward wiedergewonnen, geschweige denn Holland, obwohl es durch Preußen aus französischem Joche befreit worden war. Kein starker, einiger deutscher Staat ward geschaffen, die Kaiserkrone nicht aus des Kyffhäusers Tiefe heraufgeholt; trotz Leipzig und Belle Alliance sollten die Raben auch ferner des Rotbarts Zauberschloß umfliegen.

Der Deutsche Bund, eine lose Verknüpfung 39 souveräner Staaten ohne gemeinsame Machtmittel, war das traurige Ergebnis der großen Siege; für das deutsche Volk war er eine in jeder Beziehung ungenügende Daseinsform. Galt er auch völkerrechtlich als ein Staat, so wurde er doch durch seine Verfassung und die Interessengegensätze der Großmächte fast völlig lahmgelegt. Aber gerade durch seine Mangelhaftigkeit hat er dem Streben der Deutschen aller Schichten und Stämme die Richtung auf den nationalen Staat gegeben und den äußeren Frieden gewährt, in dem sich der große Prozeß der innerpolitischen Auseinandersetzung in der Hauptsache ungestört abspielen konnte. „Die deutschen Stämme, wie zersplittert sie auch dastehen, sind doch einig geworden in den Hauptsachen, in der gemeinsamen Behauptung der Freiheit, des Volkstums und des Rechts. Deutschland ist da durch sein Volk."

1815–1871.

Aber für das Wohl dieses Volkes, das in der Bundesakte bezeichnenderweise nicht einmal erwähnt wurde, konnte das Mißgebilde des Deutschen Bundes gar nichts leisten; was hierfür bei den einengenden Bestimmungen seiner Verfassung und dem weitgehenden Einspruchsrechte der Fremden überhaupt möglich war, konnte nur durch freiwillige Tätigkeit außerhalb der staatlichen Formen geschehen. Als ein lähmendes Hemmnis wirkte indes dabei die Unklarheit des deutschen Nationalgefühls, das dem bereiten Willen kein deutliches Ziel gesetzt sah, ja im früher rheinbündischen Deutschland und in Österreich überhaupt kaum vorhanden war: hatte doch jenes am Befreiungskriege gar keinen Anteil genommen, dieses nur mit halbem Herzen.

Es war nur natürlich, daß die nationale Gesinnung weitester Kreise schweren Schaden litt durch die Tatsache, daß das zahlreichste und gebildetste Volk Europas durch den Wiener Kongreß, der die staatlichen

Verhältnisse des Erdteils neu zu ordnen berufen worden war, keinen Staat erhalten hatte. Da sah es nun die 1815 gegründete Deutsche Burschenschaft, jener Teil der akademischen Jugend, in dem vor allem das Feuer nationaler Begeisterung flammte, als ihre Aufgabe an, das Werk, das den Staatsmännern mißlungen war, in ihre Hand zu nehmen. Da nun außer der Nichterfüllung seiner nationalen Wünsche das Volk in einem großen Teile Deutschlands, voran in Preußen, auch seine Hoffnungen in der Verfassungsfrage enttäuscht sah, so galt die nationale Bewegung an den Hochschulen den unter Metternichs Einfluß stehenden Regierungen bald als staatsgefährlich, und nach dem Wartburgfeste wurde der Geist von 1813 geächtet. Preußen, das dabei dem Diktator der Reaktion Schergendienste leistete, wurde in dem liberal gesinnten Süddeutschland als Büttel der rückschrittlichen Gewaltherrschaft verhaßt. Das stärkte aufs neue den Sondergeist, der mit dem Aufkommen des Ultramontanismus auch in der Kirche um sich griff und es nicht einmal da zu genügenden Einrichtungen kommen ließ, wo die äußere Sicherheit des Bundesgebiets es forderte: in der Bundeskriegsverfassung.

Inzwischen legten die preußischen Staatsmänner in stiller Arbeit bewußt den Grund zu einer neuen Einheit der Nation, als deren Kern ihnen die preußische Großmacht galt. Vor 1815 ein ostelbischer, polnisch-nordischer Staat, war Preußen durch die ihm in Wien gegebene Gestalt auf breiter Front südwestwärts bis über den Rhein vorgerückt und durch diesen Gewinn auf der einen Seite und die Abtrennung der rein slawischen Landesteile auf der andern in einen durchaus deutschen Staat umgewandelt, der innerhalb seiner Grenzen Vertreter fast aller deutschen Stämme zählte. Es hat in einzelnen Stücken bis 1866 gedauert, ehe dieser neue Preußenstaat zur vollen politischen Einheit geworden ist. Am meisten hat dazu die Pflicht aller seiner Bürger beigetragen, dem Vaterland in eigner Person mit der Waffe zu dienen, die alle geistigen und sittlichen Kräfte zum Wohle des Ganzen zusammenknüpfte. Die weitergreifende, allmählich das ganze Deutschland umfassende Einheit, welche die Staatsmänner Preußens anstrebten, wurde auf dem Gebiete der Wirtschaft geschaffen; weder der Bundestag noch Österreich hatten an diesem Werke Anteil. Weise wahrte jedoch Preußen die bündischen Formen bei dieser Überführung Deutschlands aus der Einzelstaats- zur Nationalwirtschaft im Deutschen Zollverein. Seit dessen Begründung arbeitete sich Deutschland aus der tiefen Verarmung der Napoleonischen Zeit mit steigender Schnelligkeit zu gesichertem Wohlstand empor. Unendlich wichtig war diese Schöpfung für die Herbeiführung der nationalen Einheit, wie es vorher die Meisterwerke unserer klassischen Dichter und Denker gewesen. Denn erst durch

die gemeinsamen geistigen und wirtschaftlichen Interessen drang das Bewußtsein vom Volksganzen, von der Nation in alle Schichten und Stämme des deutschen Volkes, so daß schließlich die politische Zusammenfassung nur noch das äußere Band um das innerlich geeinte Volk zu legen brauchte.

Und wenn auch gerade in jenen Jahren der preußische Kirchenstreit über die gemischten Ehen alte Gegensätze wieder belebte und besonders in den neu erworbenen Provinzen, die es dem Preußentum innerlich zu gewinnen galt, häßliche Fehde und tiefgehende Verbitterung hervorrief, so waren doch zugleich mächtige Kräfte am Werke, die auf eine straffere politische Einheit, eine neue Gesamtverfassung der Nation hindrängten.

Von 1815 bis 1835 wurde ganz Deutschland mit einem Netze trefflicher Kunststraßen überzogen, 1823 in Sachsen, 1825 in Preußen vorzügliche Schnellposten eingeführt; die erste verkehrte 1821 zwischen Koblenz, Köln und Düsseldorf, 1827 bestanden in Preußen schon 114, zehn Jahre später 182. Da hob dann der Kampf zwischen diesen Posten und den Eisenbahnen an, der für diese keineswegs leicht war; aber in richtiger Erkenntnis ihrer Bedeutung für den völkerverbindenden Verkehr rief Kronprinz Friedrich Wilhelm: „Diesen Karren, der durch die Welt rollt, hält kein Arm mehr auf." Der württembergische Nationalökonom Friedrich List aber erblickte in der Eisenbahn das stärkste Mittel zur nationalen Einigung Deutschlands und trat deshalb mit Feuereifer für ein gesamtdeutsches Eisenbahnwesen ein. Früher als dieses moderne Mittel des Landverkehrs kam die Dampfschiffahrt auf: auf dem Rhein begann sie schon 1816, auf der Oder 1825, auf der Donau 1833, auf der Elbe 1837. Bald führte sie die Deutschen auch auf die See, und so wurde unser Volk, das seit dem Dreißigjährigen Kriege vom Meere ausgeschlossen war, allmählich wieder eine seefahrende Nation; wenn die Engländer darüber mitleidig spöttelten und später die Deutschen auf dem Meere nicht leiden zu wollen erklärten, so vergaßen sie, daß wir die See befuhren und beherrschten, lange ehe die Briten ihre ersten Fahrzeuge auf den Wogen erscheinen zu lassen wagten.

Neben dieser wirtschaftlichen entwickelte sich eine Einheit der deutschen Geistesbildung in Wissenschaft, Literatur und Kunst. Auf den Universitäten, zu denen 1818 in Bonn, 1826 in München neue hinzutraten, gab es keinen Partikularismus, sie waren schlechthin deutsche Bildungsstätten und sind es allezeit geblieben; darum kommt ihnen ein hoher Wert für die nationale Einheit zu: hier findet sich nicht nur die begabte Jugend aus allen deutschen Gauen zu gemeinsamem Streben zusammen, hier herrscht auch auf den Kathedern kein

andrer als der deutsche Geist. Nie aber hat die deutsche Wissenschaft eine so glückliche und so glänzende Zeit erlebt wie in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Sie stand nicht mehr wie eine abgesonderte Kulturprovinz dem Staate gleichgültig und fremd gegenüber; dem Geiste Fichtes getreu, faßte Hegel den Staat als den verwirklichten sittlichen Willen, und seine Betrachtungen trugen wesentlich dazu bei, das Wissen vom Staate zu vermehren.

Vielseitig und tiefgehend war die nationale Wirkung der Romantik: Wissenschaft und Religion, Sprache und Recht, Dichtung, bildende Kunst und Musik wurden alle durch sie mit dem nationalen Gedanken durchtränkt wie in keiner anderen Periode unseres geschichtlichen Lebens.

Im Jahre 1819 faßte der Freiherr vom Stein den Plan zu der großartigen nationalen Quellensammlung der Monumenta Germaniae historica, an deren Weiterführung heute nach hundert Jahren noch gearbeitet wird und die nur ein Volk aufgeben könnte, das sich selbst aufgibt. Die Brüder Grimm, die edlen Begründer unseres Wissens vom Deutschtum, und der treffliche Ludwig Uhland erforschten die Schätze des deutschen Altertums, aus denen wir uns auch heute besseren Gewinn holen könnten und sollten als aus Althellas und Altrom. Karl Ritter und Alexander von Humboldt waren die Bahnbrecher wahrhaft wissenschaftlicher Erdkunde, die jener in die innigste Beziehung zur Geschichte, dieser zur Naturwissenschaft setzte. Liebig, Dove, Helmholtz und Gauß gewannen in Agrikulturchemie, Meteorologie, Physik und Mathematik den Deutschen den ersten Preis.

Hinter den Wissenschaften blieben die Künste nicht zurück. Mit einer Universalität ohnegleichen spiegelte Goethe die Welt im „Faust", dem gedankentiefen Bilde von dem Entwicklungsgange nicht nur des eigenen Wesens, sondern seines ganzen Volkes, des deutschen Menschen. Der klassischen Musik gab der Rheinländer Beethoven in Wien die höchste Vollendung, und in Dresden schuf Weber die vaterländisch-romantische Oper mit seinem unsterblichen „Freischütz", diesem echtesten Kinde des Geistes der Befreiungskriege. Unter den Malern aber schilderte Moritz von Schwind als der deutscheste die heimische Welt unserer Märchen und Sagen und neben ihm Ludwig Richter das deutsche Leben in idyllisch-gemütvoller Anschaulichkeit.

Das alles vereinigte sich zu einer unendlich anregungsreichen, immer neue Schätze aufdeckenden germanischen Renaissance, deren mannigfaltige, weit ausgreifende Zweige sich zu einem harmonischen Weltanschauungsideal rundeten, das, um sich völlig ausleben zu können, auch politische Forderungen erzeugen mußte.

Diese fanden in der Gruppe des Jungen Deutschlands ihre literarische

Vertretung. Die Führer dieser Bewegung haben mit ihrer krankhaften Verherrlichung des französischen und ihrer frivolen Verhöhnung des deutschen Wesens der nationalen Idee Abbruch getan, der politischen Aufklärung des Volkes aber Vorschub geleistet: die von ihnen eigentlich erst geschaffene Journalistik, das Schriftstellertum der Tagesfragen, lernte schnell die politischen Probleme der Zeit erfassen und diente damit der Politisierung der Menge, leider nicht ihrer politischen Bildung. Die Zahl der politisch Interessierten wuchs, indem unter dem Einfluß rede- und schreibgewandter Führer, der Dichter und Professoren, das Bürgertum an den öffentlichen Dingen steigenden Anteil nahm; Einsicht und Urteil konnten auf diesem Wege nicht zunehmen.

Diese konnten nur durch sachliche Belehrung gewinnen. Unter den gediegenen, wertvolle Kenntnisse verbreitenden Büchern von Fachmännern ragte die 1841 erschienene Schrift „Nationales System der politischen Ökonomie" von Friedrich List hervor, ein Buch, das den Deutschen den Weg durch die Wirtschaftseinheit zur politischen Einheit und zur nationalen Größe wies und heute erneuten Wert gewonnen hat.

So erwuchs besonders im bürgerlichen Mittelstand ein starkes Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit, das eine wesentliche Vertiefung erfuhr durch die wissenschaftlichen Wanderversammlungen, auf denen die Führer der nationalen Bewegung, die Gelehrten, sich eine gesamtdeutsche Organisation gaben und auch schon praktisch-politische Fragen zu behandeln begannen. Solche Versammlungen veranstalteten die Philologen seit 1845, die bedeutendsten aber waren die der Germanisten, deren erste im September 1846 auf Jakob Grimms Anregung im alten Kaisersaale des Römers zu Frankfurt a. M. stattfand, der die zweite 1847 im Hansesaale des Lübecker Rathauses folgte. Wachsende Bedeutung gewannen auch die Sängerfeste, und die im Jahre 1847 in Heidelberg von Gervinus begründete „Deutsche Zeitung" machte zuerst den Versuch, die Liberalen Norddeutschlands mit denen der Südstaaten enger zu verknüpfen. Sie bestand zwar nur wenig über ein Jahr, war aber ein ausgezeichnetes Organ der Partei, die eine bundesstaatliche Gestaltung Deutschlands erstrebte.

Stark mitgewirkt hatte zu diesem Aufschwung des nationalen Gedankens die Bedrohung des Rheins durch Frankreich im Jahre 1840, der eine einmütige Kundgebung deutschen Sinnes kräftig antwortete, wie das die damals gedichteten vaterländischen Lieder Beckers und Schneckenburgers herrlich widerspiegeln. Auch Hoffmann von Fallerslebens 1841 auf Helgoland entstandenes Lied „Deutschland, Deutschland über alles" drückte das Gefühl der inneren Kraft und Einheit erhebend aus. Mächtige Förderung erfuhr das Nationalgefühl durch die Ereignisse des Jahres 1842: in Köln wurde das Fest der Grundsteinlegung

zum Ausbau des jahrhundertelang als Ruine liegengebliebenen Domes gefeiert, wobei König Friedrich Wilhelm IV. eine seiner schwungvollen Reden hielt; in Bayern wurde die Walhalla, der von Ludwig I. geschaffene, von Klenze ausgeführte Nationaltempel am nördlichsten Punkte der Donau, eröffnet, die Befreiungshalle bei Kelheim begonnen; die Sammlungen für Ernst von Bandels gewaltiges Hermannsdenkmal im Teutoburger Walde kamen in Fluß; die großartige Liebestätigkeit für das abgebrannte Hamburg wurde zuerst als Angelegenheit der Nation empfunden; in Sachsen gründete Karl Biedermann eine Deutsche Monatsschrift für Politik und öffentliches Leben, die den Anschluß aller kleineren deutschen Staaten an Preußen forderte, wie es schon 1831 der Schwabe Paul Pfizer in seinem „Briefwechsel zweier Deutschen" getan hatte. Nimmt man hinzu, daß seit 1840 die deutschen Burschentage, die Sänger-, Turner- und Schützenfeste und die Gelehrtenversammlungen Stätten politischer Kundgebungen und nationalen Geistes waren, so ergibt sich ein Gesamtbild, das das deutsche Volk in raschem und verheißungsvollem Fortschritt nach dem Ziele der nationalen Einheit begriffen erscheinen läßt. Anlaß zu Bedenken gab freilich die öfters bekundete Meinung Friedrich Wilhelms IV., nach der die Führung eines einigen Deutschlands immer noch Österreich und die Kaiserkrone dessen Herrscher gebühre, sowie die Tatsache, daß Preußen durch den Mangel einer Verfassung und einer festen parlamentarischen Ordnung noch immer hinter den deutschen Mittel- und Kleinstaaten zurückstand.

Da wurde von außerordentlicher Wichtigkeit für die Entwicklung des deutschen Nationalbewußtseins der von der Großmannssucht Dänemarks erzwungene Kampf um das Deutschtum Schleswig-Holsteins. Schleswig war seit Konrad II. dänischer Besitz, aber überwiegend deutsch bevölkert, Holstein jederzeit ein unzweifelhaftes Glied des Deutschen Reiches gewesen. Aber die Bedingungen, unter denen im Jahre 1460 die Personalunion mit Dänemark errichtet worden war, hatten infolge einer 1665 eingeführten Änderung des dänischen Thronfolgegesetzes Schwierigkeiten hervorgerufen, die in Verbindung mit dem stürmischen Begehren der eiderdänischen Partei nach Einverleibung Schleswigs in den dänischen Staat eine unhaltbare Lage erzeugten. Das gute Recht der Herzogtümer auf Behauptung ihrer Selbständigkeit begegnete in ganz Deutschland nicht dem geringsten Zweifel, und der Hilferuf der nordischen Stammesbrüder bot eine günstige Gelegenheit, die liberalen und die nationalen Ideen zu verbinden. Aber die deutschen Regierungen verstanden die Gunst der Stunde nicht zu nutzen, sondern ließen die Leitung der Bewegung, die in den Händen eines klugen und starken Staatsmanns vielleicht

schon damals zur Einigung Deutschlands hätte führen können, in die Hände der radikalen Oppositionsparteien gleiten. Mit den von diesen erhobenen Forderungen eines Bundesstaates unter preußischer Führung im Anschluß an den Zollverein und eines deutschen Parlaments war zum ersten Male das Ziel der deutschen Zukunft, wenn auch noch in unbestimmten Umrissen, offen bezeichnet.

Da brach die Kunde von der Pariser Februar-Revolution und dem Sturze des französischen Königtums wie ein Sturmwind über die ohnehin heftig bewegten deutschen Länder herein. Daß in Wien Metternich sofort den überlange behaupteten Platz räumen mußte, war nicht nur ein Triumph des Liberalismus, sondern auch ein Sieg des nationalen Gedankens. Schlimm für diesen war es dagegen, daß König Friedrich Wilhelm IV. infolge des unerwarteten Stimmungsumschlags am 18. März 1848 in Berlin völlig den Kopf verlor und das stolze preußische Königtum sich vor dem von polnischen Revolutionären irregeleiteten bewaffneten Pöbel beugte; denn indem es so das Zutrauen zu sich selbst verlor, büßte es auch die Kraft und das Recht ein, die Führung Deutschlands zu übernehmen. Des Königs Wort „Preußen geht fortan in Deutschland auf!" bekundete vor aller Welt, wie vollkommen er den nationalen Beruf des Staates Friedrichs des Großen verkannte, oder bedeutete den schwachmütigen Verzicht auf dessen Erfüllung.

Acht Wochen später begrüßte ganz Deutschland mit ungeheurer Begeisterung den Zusammentritt der Deutschen Nationalversammlung in der Paulskirche zu Frankfurt a. M., den praktischen Versuch, den deutschen Volksstaat zu begründen. Die stolze Versammlung, der an geistiger Bedeutung keine andere jemals gleichgestanden hat, berechtigte durch ihre Zusammensetzung wie durch ihren patriotischen Schwung und redlichen Willen zu den besten Hoffnungen. Allein diese wurden aufs kläglichste enttäuscht. Die Verfassung, die sie nach langen Verhandlungen und endlosen Reden zustande brachte, konnte nur als ein Mißgebilde bezeichnet werden; sie war getragen vom Geiste der Volkssouveränität und stellte doch einen Kaiser an die Spitze des zu schaffenden Reiches. Am schwersten zu lösen war jedoch das östreichische Problem: sollte der Habsburgerstaat mit in das neue Deutschland hinein? Politische und nationale Gesichtspunkte sprachen teils dafür, teils dagegen. Von streng völkisch Denkenden wurde die Aufnahme nur Deutsch-Östreichs befürwortet; aber das verweigerte die Regierung in Wien. Noch einmal traten sich die Gegensätze von Volksgemeinschaft und Staatsbildung scharf gegenüber, in den Reden Uhlands und Dahlmanns wider und für das Erbkaisertum kamen sie zu klassischem Ausdruck. Nach harten Kämpfen siegte zwar

die Idee des Erbkaisertums, aber nur mit geringer Mehrheit und nur unter den äußersten Zugeständnissen an den Gedanken der Volksfreiheit. Dadurch wurde die Kaiserkrone so machtlos, daß ihr Träger ebensowenig bedeutet hätte wie der des alten Reiches nach dem Westfälischen Frieden. Lohnte es, darum den Schlaf Barbarossas zu stören? Und die es wagten, hinunterzusteigen in das unterirdische Schloß des verzauberten Kaisers, um seine Krone heraufzubringen in das bleiche Dämmerlicht eines noch nicht angebrochenen Tages, waren nur Abgesandte eines keineswegs einigen Volkes, von keinem einzigen deutschen Fürsten auf ihrem Faustischen Gange begleitet. Und droben stand Mephistopheles-Schwarzenberg, mit hämischem Blick ihrer Wiederkehr harrend. Mochte der Rotbart sich's nicht ganz anders gedacht haben, wenn sie einst kommen würden, seiner Krone ein neues Haupt zu geben? — Wer durfte es Friedrich Wilhelm IV. verdenken, wenn er es ablehnte, dieses Haupt sein zu wollen? — Gewiß, es war tieftraurig, daß dieser erste Versuch, das deutsche Kaiserreich wiederaufzurichten, so scheitern mußte. Aber es war doch auch ein wertvoller Gewinn dabei; denn über zwei Punkte war nun volle Klarheit erreicht: der deutsche Bundesstaat war nur ohne Östreich möglich, denn dieses würde immer nur den überlieferten, ohnmächtigen, lockeren Staatenbund unter seiner absolut-reaktionären Faust geduldet haben; auf parlamentarischem Wege aber war der neue deutsche Staat nicht zu schaffen.

Schwer litt unter dem Zusammenbruch der deutschen Einheitsbewegung der Freiheitskampf der Elbherzogtümer; hatte er doch aus ihr ein gut Teil seiner Kraft gesogen. Nun mußte auch er ruhmlos aufgegeben werden, weil Preußen, eingeschüchtert durch die Drohungen des Auslandes, ihm seinen Beistand entzog. Dem Nationalbewußtsein war damit ein schwer verwindbarer Schlag versetzt.

Es hätte nun wohl nahegelegen, an Stelle des gescheiterten demokratischen Einheitsstaates einen monarchischen Bundesstaat anzustreben; allein dem setzten die Radikalen unter dem Deckmantel des Eintretens für die Frankfurter Reichsverfassung, die trotz der Ablehnung Friedrich Wilhelms IV. durchgeführt werden müsse, die Föderativrepublik entgegen und erregten in großen Teilen Deutschlands bewaffnete Aufstände. Es gelang in kurzer Zeit, sie mit Hilfe preußischer Truppen niederzuschlagen.

Um nun zu zeigen, daß er nur gegen die unzulängliche Form des Einheitswerkes habe Einspruch erheben wollen, darum aber keineswegs an dessen Ausführbarkeit verzweifle, suchte der König von Preußen den Zusammenschluß der deutschen Fürsten herbeizuführen und dann den von ihnen gutgeheißenen Entwurf einer kraftvolleren Reichsverfassung durch ein neues Parlament zur Annahme zu bringen. Das

war sicher der aussichtsvollere Weg zum nationalen Ziele, wenn dieses überhaupt durch Verhandlungen und Beschlüsse zu erreichen war. Allein diese von Preußen gestiftete Union scheiterte an Östreichs ränkevollem, durch das Ausland gestärktem Widerstand, und das Endergebnis der großen nationalen Bewegung war die Herstellung des von Östreich beherrschten Bundestags in Frankfurt und die Preisgabe Schleswig-Holsteins an die dänische Gewaltherrschaft durch den schmachvollen Vertrag von Olmütz am 30. November 1850. „In Entwürdigung und Schmach, in tiefer Verbitterung und fressendem Groll ging dieser stürmische Anlauf nach Deutschlands Einheit zu Ende." Sollte Friedrich Wilhelm IV. doch recht behalten, wenn er sagte, eine Kaiserkrone könne nur auf dem Schlachtfelde gewonnen werden?

Nach dem Siege von Olmütz wurde der Bundestag noch mehr als früher ein Werkzeug der östreichischen Politik. Jetzt aber ward Otto von Bismarck Preußens Vertreter in ihm, und dieser klarblickende und entschlossene Diplomat war für ein Einvernehmen mit Östreich nur unter der Bedingung voller Gleichberechtigung in der Leitung des Bundes, sonst sein entschiedener Gegner. „Er ist also nicht von der großen Linie der bisherigen nationalen Entwicklung hergekommen. Sein Mutterboden ist der preußische Partikularismus des ostelbischen Junkertums." Seine Politik gegenüber Östreich am Bundestag ist die Friedrichs des Großen: Gleichberechtigung oder Kampf.

Die Ursachen, die zu der deutschen Einheitsbewegung gedrängt hatten, wurden in der nächstfolgenden Zeit noch verstärkt durch die wirtschaftliche Weltlage. Der durch den Zollverein wie durch die neuen Verkehrsmittel begünstigte wirtschaftliche Aufschwung Deutschlands verlangte eine leistungsfähige Gesamtverfassung, einheitliche Vertretung im Ausland, eine Kriegsflotte zum Schutze der wachsenden Handelsinteressen, endlich auch Kolonien für den gesicherten Bezug der Rohstoffe. Aber als ein schweres Hemmnis stand der Befriedigung dieser Bedürfnisse noch die Vielstaaterei im Wege: gab es doch noch 17 verschiedene Postverwaltungen in Deutschland. Und bedenklich war eine damals noch nicht in ihrer ganzen bedrohlichen Bedeutung erkannte Erscheinung: das Aufkommen der revolutionären, internationalen Sozialdemokratie, die aus einer einseitigen Abstraktion von englischen Zuständen (Freihandelslehre, Ricardos „ehernes Lohngesetz") sowie einer Umkehrung und Materialisierung der Hegelschen Entwicklungslehre durch Karl Marx hervorwuchs.

Andererseits waren die einigenden Kräfte viel stärker geworden als 1848: es gab nur noch eine gesamtdeutsche Kunst, Literatur und Wissenschaft, nur eine deutsche Volkswirtschaft. Der steigende Verkehr, die rasch an Bedeutung gewachsene Presse, die immer zahlreicher

werdenden Vereine erwiesen sich als mächtige nationale Bindemittel. Die Werke der Dichter Freytag, Storm, Scheffel, Riehl, Jordan, Geibel, Hebbel waren Gemeingut der Gebildeten aller Stämme, so verschieden auch ihre Herkunft sein mochte; in der Musik riefen Richard Wagners Opern mit ihren herrlichen vaterländischen Stoffen den deutschen Sinn zu lebendigster Mitempfindung auf, und in der bildenden Kunst hoben Rauchs Meistergestalten deutscher Helden, Rietschels Lessingdenkmal für Braunschweig und die unvergleichliche Schiller-Goethe-Gruppe in Weimar den nationalen Stolz des deutschen Betrachters. Und nachdem im Sommer 1859 das deutsche Nationalgefühl durch den Krieg Sardiniens und Frankreichs gegen Östreich mächtig erregt worden war, das sich in der freudigen Bereitwilligkeit kundgab, Östreichs Sache schlechtweg als die deutsche anzusehen und gegen Napoleon am Rhein zu verteidigen, wurde im September in Eisenach der deutsche Nationalverein gegründet, der wieder die Einigung Deutschlands unter Preußens Führung auf seine Fahne schrieb, und am 10. November Schillers hundertjähriger Geburtstag als deutsches Nationalfest mit ungeheurer Begeisterung gefeiert: es war ein Gelöbnis, über die geistige Einheit zur politischen vordringen zu wollen. Der deutsche Gedanke begann, „aus seiner idealistischen in seine realistische Periode zu treten". Zum guten Ziele konnte die Bewegung indes nur dann geführt werden, wenn starke Männer die Leitung ergriffen und wenn es gelang, die staatlich organisierten Kräfte mit den volkstümlichen zu gemeinsamem Wirken zu vereinigen. Alles hing davon ab, ob solche Männer vorhanden waren, die das vermochten. Denn es bleibt ewig wahr, was Treitschke sagt: „Männer sind es, welche die Geschichte machen" (Treitschke, Politik, Bd. 1, S. 6).

Der Mann, den die Zeit brauchte, war Otto von Bismarck. Während seiner Tätigkeit als Gesandter am Bundestag war das Ziel seiner Politik immer klarer geworden: Einheit Deutschlands unter Preußens Führung; der nationale Gedanke hatte in ihm seinen stärksten Vertreter gefunden. 1862 übernahm er die Leitung des preußischen Staates in einer Zeit schwersten Zerwürfnisses zwischen König und Volksvertretung, das den neuen Herrscher schon zum Entschlusse der Abdankung geführt hatte. Bismarck setzte ihm durch seinen furchtlosen Willen die Krone wieder fest auf das Haupt und führte das Staatsschiff mit starker Hand durch die furchtbar drohende Brandung. Im Jahre 1863 aber vollführte er seinen Meisterstreich, indem er für Deutschland das allgemeine Wahlrecht forderte. Mit einem Schlage war Östreich, das diese Forderung als revolutionär bekämpfte, aus dem Sattel gehoben. Die Krone Preußen verlangte am Bundestage das deutsche Parlament und rief

damit den deutschen Volksgeist zum Beistand für die Durchführung des Einigungswerkes auf. Das war jene Verbindung der staatlichen und der volkstümlichen Kräfte, an der es bis dahin immer gefehlt hatte und die doch allein zum Ziele führen konnte. Dennoch vermochten die wegen des Verfassungsstreites ihm grollend gegenüberstehenden Liberalen das Mißtrauen gegen Bismarck nicht zu überwinden; man wollte nicht glauben, daß es dem „reaktionären Absolutisten" mit solcher Forderung ernst sein könne. Nur die Gewalt der Tatsachen konnte helfen.

Da führte Dänemarks Herausforderung zum Krieg um Schleswig-Holstein. Mit bewunderungswürdiger staatsmännischer Kunst verstand es Bismarck, durch Festhalten am Londoner Protokoll einerseits Österreich an das preußische Vorgehen zu binden, andererseits jede Einmischung des Auslands, die 1849 alles verdorben hatte, von vornherein auszuschalten. Aber gerade das Zusammengehen mit dem erzreaktionären Österreich galt dem Volke als Beweis für die „verräterische" Politik des preußischen Ministerpräsidenten, dessen Ablehnung der Ansprüche des Erbprinzen von Augustenburg auf die Herzogtümer ihm als unverzeihliche Preisgabe nationaler Rechte erschien. Bismarck aber ließ sich nicht irremachen; er hatte erkannt, daß nur auf seinem Wege Schleswig mit in die Frage hereingezogen werden könne, und von vornherein die Annexion beider Herzogtümer durch Preußen als die beste Lösung ins Auge gefaßt. Daß er zu einem Vorgehen mit diesem Ziele Österreich an seine Seite zwang, war ein großer Sieg seiner Staatskunst, die Preußens Machterweiterung als unerläßliche Vorbedingung für eine Einigung Deutschlands erstrebte. Daß ihm diese von Anfang an als Leitstern all seines politischen Handelns vorgeschwebt hat, das hat er später auf der Höhe seiner glänzenden Erfolge oft betont.

Der Sache Schleswig-Holsteins wohnte von jeher die geheime Kraft inne, daß sie national einigend wirkte. Die beiden Länder waren Lieblingskinder des deutschen Volkes. Daß aber diese Küstenprovinzen eine Weltstellung ohnegleichen haben, daß die ganze maritime Entwicklung Deutschlands von ihrem Besitz abhängt, das erkannte wohl nur Bismarck so früh. Die Äußerung eines deutschen Ministers: „An der schleswig-holsteinischen Frage hat sich unser Volk politisch erzogen" enthält ein etwas zu wohlwollendes Urteil, aber zweifellos wohnte ihr eine solche erziehliche Fähigkeit in besonders hohem Grade inne. Jedenfalls war der Krieg um die Nordmarken im höchsten Maße volkstümlich und wurde rasch entschieden. Bismarck hatte seinen ersten und schwierigsten diplomatischen Feldzug gewonnen und ein glänzendes Ziel der deutschen Politik fast wider Erwarten erreicht. Endgültig war

freilich das Schicksal der für Deutschland gewonnenen Herzogtümer durch den Wiener Frieden noch nicht bestimmt, und der 1865 geschlossene Vertrag von Gastein, durch den man den schon damals drohenden preußisch-östreichischen Krieg noch um ein Jahr hinausschob, war nach Bismarcks Bezeichnung nichts weiter als ein Verkleben der Risse im Bau. Die bewaffnete Auseinandersetzung nicht nur über den Besitz der befreiten Provinzen, sondern über die Vorherrschaft in Deutschland war unvermeidlich, nur das Schwert konnte den gordischen Knoten des deutschen Dualismus lösen; und glücklicherweise fehlte es diesmal nicht an dem deutschen Alexander.

Man sollte meinen, die Verschiebung des Krieges wäre insofern nützlich gewesen, als das Volk dadurch Zeit gewann, Bismarcks Politik, die durch den Ausgang des dänischen Krieges glänzend gerechtfertigt war, zu verstehen und nun mit dem Gewichte der öffentlichen Meinung zu unterstützen. Das Gegenteil trat ein: die politische Verständnislosigkeit des deutschen Volkes hat sich selten so deutlich offenbart wie in der Zeit, die der Heilung des Hauptübels der deutschen Zustände durch Bismarck unmittelbar voranging. Fast allein war dieser damals, gestützt nur durch seinen König und die militärischen Autoritäten Moltke und Roon, der Vertreter des nationalen Gedankens, und gegen eine wahre Verschwörung ungeheurer, erbitterter, mit allen Mitteln — den Mordversuch nicht ausgenommen — gegen ihn arbeitender Widerstände mußte er den Kampf um die Erhebung Preußens zur führenden Macht in Deutschland durchfechten. Aber mit meisterhafter Kunst bereitete er unbeirrt den großen Waffengang durch großartige diplomatische Mittel vor: Rußlands freundliche Neutralität war schon seit 1863 gesichert, Napoleons begehrliche Einmischungsgelüste wurden durch „dilatorische" Politik abgewehrt, Italien für ein Bündnis gewonnen, am 16. Mai 1865 wurde der Zollvereinsvertrag erneuert und damit die wichtigste nationale Schöpfung einer Bedrohung durch Österreich entzogen; das genialste von allen aber war die Verbindung der schleswig-holsteinischen Sache mit der deutschen Frage durch den am 9. April 1866 am Bundestag gestellten Antrag auf Bundesreform durch Berufung eines deutschen Parlaments auf Grund des allgemeinen Wahlrechts. Das bedeutete die Rückkehr zu den Idealen von 1848, ohne die eine Lösung der deutschen Frage niemals gelingen konnte. Damit tat Bismarck den entscheidenden Schritt von seiner bisher rein preußischen zur deutschen Politik.

Der Sieg von Königgrätz hat endlich den seit mehr als zwei Jahrhunderten das politische Leben Deutschlands lähmenden Dualismus beseitigt und neben der wirtschaftlichen die militärische Einheit des außeröstreichischen Deutschlands gesichert, die Grundlage für die

Neugestaltung seiner Gesamtverfassung gewonnen. Das alles war gelungen ohne Einmischung des Auslands, dessen schmachvolle Vormundschaft endlich abgeworfen war. Welch ein Unterschied gegen die Tage des Wiener Kongresses oder die von Münster und Osnabrück!

Dagegen scheiterten die Hoffnungen, die nationalstaatliche Verbindung zwischen Nord und Süd alsbald herzustellen, an der Abneigung der württembergischen Demokraten und der bairischen Ultramontanen. Denn so sieghaft nun auch unter der zwingenden Wucht der Tatsachen die Erkenntnis von der Richtigkeit der Politik Bismarcks in den weitesten Kreisen des deutschen Volkes durchdrang, diesen Parteien wurde durch die Enge ihres Gesichtskreises und die Einseitigkeit ihrer Blickrichtung jede nationale Einsicht verwehrt, und in dieser Erscheinung zeigte sich, von welcher Seite auch später einer vollen völkischen Einigkeit Hindernisse erwachsen würden.

Das deutsche Volk, das nun die Wahlen zum Norddeutschen Reichstag vollzog, hatte mit dem allgemeinen, gleichen Wahlrecht nicht ein Geschenk erhalten, sondern eine Aufgabe zugeteilt bekommen, der es sich nun gewachsen zeigen sollte, wenn es als jüngste Nation neben den alten das Recht der Ebenbürtigkeit erkämpfen und seine Geschicke in die eigene Hand nehmen wollte. Als das französische Volk in gewaltsamem Umsturz seine politische Mündigkeit durchgesetzt hatte, da benutzte es die erlangte Macht, um in einer Reihe von Kriegen die anderen Völker zu unterjochen; das deutsche sah seine Bestimmung darin, lediglich sein Recht und seine Würde zu wahren und, soweit es in seiner Macht stand, der Welt den Frieden zu sichern.

Zunächst kam alles darauf an, ob es imstande sein würde, die innere Einheit zu vollenden. Das aber schien bei der heftig kritisierenden Unzufriedenheit der Großdeutschen, Partikularisten, Radikalen, Ultramontanen, die besonders in Süddeutschland ihr Wesen trieben, recht zweifelhaft. Sie warfen Preußen vor, Deutschland in drei Stücke zerschlagen zu haben: Norddeutscher Bund, süddeutsche Staaten und östreichisches Deutschtum, und so sei man nun von der deutschen Einheit weiter entfernt als je. Die Gefahr, daß sich die Süddeutschen zu einem Sonderbund zusammenschließen möchten, bestand nicht ernstlich, da sie untereinander keineswegs einig waren, die Landesfürsten aber die militärische und handelspolitische Verbindung mit Preußen verteidigten, Baden sogar wiederholt Neigung zum Eintritt in den Norddeutschen Bund zeigte. Überdies waren schon im August 1866 zwischen den süddeutschen Staaten und Preußen geheime Schutz- und Trutzbündnisse zu gemeinsamem Handeln für den Fall eines auswärtigen Krieges geschlossen worden; denn darüber war Bismarck nicht im Zweifel, daß Frankreich die volle Einigung Deutschlands sich

nicht vollziehen lassen würde ohne den Versuch, sie mit Waffengewalt zu verhindern. Immer lauter und dringender erscholl von der Seine her das Geschrei nach „Rache für Sadowa", denn ganz mit Recht hatte man dort den Sieg von Königgrätz als eine Niederlage der französischen Politik empfunden, und Napoleon bemühte sich, Dänemark, Östreich und Italien für ein Bündnis gegen Preußen zu gewinnen; in Süddeutschland hoffte er auf Neutralität. Da ließ Bismarck am 18. März 1867 durch die Presse die Schutzverträge zwischen diesem und Preußen veröffentlichen und wirkte damit in Paris schmerzlich ernüchternd. Doch setzte Napoleon seine Ränke in den folgenden Jahren fort und leistete damit der deutschen Sache unzweifelhafte Dienste, indem er durch seine landräuberischen Pläne das Nationalgefühl unseres Volkes nicht unbeträchtlich stärkte.

Auch der Kurie konnte es nicht erwünscht sein, daß in Europa ein protestantisches Kaisertum entstünde, und so erfuhr die französische Kriegspolitik von dieser Seite eine willkommene Förderung. Es ist kein zufälliges Zusammentreffen, daß der Papst für den Ausgang des Jahres 1869 das Vatikanische Konzil berief. Siegten diese politischen und kirchlichen Tendenzen, so wurde die in Vollendung begriffene deutsche Einheit zerstört und die Nation in das alte Elend innerer Zerrissenheit und politischer Ohnmacht auf unabsehbare Zeit zurückgeworfen.

Aber was die neidische Eifersucht der Franzosen hatte hindern wollen, das eben hat sie im Nu herbeigeführt: Deutschland war einig in seiner Rüstung wie Gesinnung. Wie ein Mann erhob sich das ganze deutsche Volk von den Alpen bis zur Nord- und Ostsee, als Frankreich an Preußen den Krieg erklärte, in sturmgleichem Siegeszug durchbrausten die deutschen Heere die Fluren des feindlichen Landes, und der Tag von Sedan brachte schon einen Monat nach Beginn des Feldzugs die ruhmreiche Entscheidung. Durch ihn ward ermöglicht, was der 18. Januar 1871 in Versailles verwirklichte: die Aufrichtung des deutschen Kaiserreichs. Jetzt waren die Raben vom Kyffhäuser verscheucht, die Krone Barbarossas von gewaltiger Heldenhand ans Licht des leuchtenden Tages gehoben und das würdigste Haupt für sie gefunden. Der Traum der Väter von der deutschen Einheit war erfüllt, Kaiser und Reich geschaffen. „Eine Entwicklung von Jahrhunderten war damit zum ruhmvollen Abschluß gelangt: in bündisch-einheitsstaatlichen Formen hatte die Krone Preußen ein nationales Reich deutscher Nation begründet."

1871—1920.

Die neue deutsche Großmacht übernahm alsbald vermöge des überragenden Genies ihres Schöpfers die Führung im politischen

Konzert, und zwei Jahrzehnte lang lag der Schwerpunkt der europäischen Politik in der Hauptstadt des Deutschen Reiches.

Aber vier schwere Bedenken durften über den großen Erfolgen nicht vergessen werden:

1. Das neue Reich war keine volle Einigung des zusammenhängend gesiedelten Deutschtums in Europa; es umfaßte nur etwas über $^2/_3$ davon, etwa $^4/_7$ des Deutschtums auf der ganzen Erde. Damit waren wir den anderen Großstaaten gegenüber im Nachteil, auch kleineren, wie den skandinavischen und pyrenäischen. So zeigte sich an der Trennung von Österreich, um welch teuern Preis allein die Schaffung eines Deutschen Reiches möglich gewesen war. Eine kluge Staatskunst mußte den Nachteil auf eine andere Weise auszugleichen suchen.

2. Die innerpolitischen Gegensätze waren nicht behoben, sondern wuchsen nun erst zu voller Größe aus, weil sich die Anschauungen an den wesentlich vergrößerten Problemen um so schärfer voneinander schieden. Der Widerstreit der politischen Parteien, die Unterschiede der religiösen Bekenntnisse, das Auseinandergehen der wirtschaftlichen und sozialen Interessen trat nirgends so stark zutage, das Zusammengehen in den großen nationalen Lebensfragen nirgends so schwach wie in Deutschland. Ob dieses Erbübel unseres Volkes jemals überwunden werden wird? So heiß der Wunsch, so gering ist die Hoffnung.

3. Die nationale Einigung war nicht das Werk eines politisch gereiften Volkes, sondern der diplomatischen Kunst eines genialen Staatsmannes und der stürmischen Begeisterung eines Nationalkriegs. Das Feuer solcher Begeisterung verraucht naturgemäß mit der Erringung des erstrebten Zieles. Fiel der Staatsmann einmal weg, dann erst mußte sich zeigen, wie weit das Volk politisch zu denken und zu handeln fähig geworden war. Die Geschichte lehrt, daß man in dieser Beziehung nicht zu viel von großen Staatsmännern erwarten darf: gerade ihre Größe hindert das Volk eher, politisch reifer zu werden, es überläßt ihnen zu viel, statt selbst zu denken und zu handeln, und sie wollen auch oft selber zu viel tun, wie Friedrich der Große. Bismarck trifft dieser Vorwurf nicht: er hob das deutsche Volk nur in den Sattel und wollte es reiten lassen; er hatte das Vertrauen, daß es das können würde. Das allgemeine Wahlrecht war der Zügel, den er ihm in die Hand gegeben hatte.

4. Die neue Großmacht wurde von den älteren mit Mißtrauen, zum Teil mit Feindschaft angesehen. Das war begreiflich und ist Preußen unter Friedrich II. genau so ergangen. Aber sie mußte das immer im Auge behalten und ihre Politik danach einrichten. Es war sehr schön, daß sie die Befürchtungen der anderen, sie werde Eroberungskriege führen — vgl. Ludwig XIV. —, zerstreute und nichts wollte als den

Frieden wahren; aber si vis pacem, para bellum sagt ein alter Spruch der Staatsweisheit, und er verdient um so mehr Beachtung, als Frankreich keineswegs den Frieden wollte, sondern immer nur nach Revanche strebte. Der Friede war nur so lange sicher, als Frankreich vereinzelt und Deutschland gut genug gerüstet blieb. Jenes verlangte eine überlegene Diplomatie, dieses eine starke Wehrmacht. Die Staatskunst eines Bismarck ließ die Deutschen ruhig schlafen; aber wenn er das Steuer einmal nicht mehr führte? — Und die Wehrmacht mußte das Reich bei seiner politisch überaus ungünstigen Lage für alle Fälle unangreifbar machen, wenn wir ruhig den Werken des Friedens leben wollten; das aber würde gewaltige Opfer fordern. Würde das Volk einsichtig genug sein, diese zu bringen, auch wenn sie unerwartet groß werden sollten?

Es gelang Bismarck, im innern Ausbau feste Klammern für das Reich zu schaffen: 1873 die Münz-, Maß- und Gewichtsordnung, das Reichspost- und Telegraphenwesen, das Heer, die Marine, 1876 die einheitliche Gerichtsverfassung mit dem Reichsgericht in Leipzig (1879), 1878 die nationale Wirtschaftsreform, 1881 die soziale Schutzgesetzgebung, seit 1884 die Erwerbung von Kolonien. Und es konnte nicht ausbleiben, daß das Zustandekommen so großartiger, zum Teil für die Welt vorbildlicher Schöpfungen das Nationalgefühl mächtig hob.

Ebenso gelang es dem großen Staatsmann, dem Reiche äußere Sicherungen zu gewinnen erst im Dreikaiserverhältnis, dann im Zwei- und Dreibund sowie in freundschaftlichen Beziehungen zu England. Durch das deutsch-östreichische Bündnis, das sich besonderer Volkstümlichkeit erfreute, war der 1849 geplante „weitere Bund", die 1866 von Bismarck als Ziel deutscher Politik aufgestellte völkerrechtliche Verbindung Österreichs mit dem deutschen Bundesstaate vollzogen und damit der Schaden, den der Prager Friede notgedrungen hatte stiften müssen, nach Möglichkeit wettgemacht. Als sich Italien anschloß, schien der Weltfriede gegen alle denkbaren Gefahren gesichert. Mit Englands freundlicher Flankenstellung konnte man selbst einem Zweifrontenkrieg ohne Furcht ins Auge schauen.

Wenn je echter Nationalstolz in hohem Grade die deutsche Brust erfüllte, dann war es um die Mitte der achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts, als Bismarck im Reichstag seine größte Rede hielt und das herrliche Wort sprach: „Wir Deutschen fürchten Gott, aber sonst nichts auf der Welt." Und solange dieser Mann des Reiches Steuer führte, hatten wir ein Recht zu solchem Stolze. „In Bismarck erkannte die Nation mehr und mehr die mächtigste Verkörperung deutscher Art seit Luther." Darum ward ihm auch wie diesem eine Verehrung entgegengebracht, die aus Bewunderung und Liebe gemischt war und im Herzen des deutschen Volkes unverwelkliche Wurzeln geschlagen hat.

Aber das nationale Interesse erwies sich auch jetzt in unserm Volke nicht als das allbeherrschende und selbstverständliche wie in jedem andern; es trat in weiten Kreisen, im sogenannten vierten Stande, hinter dem wirtschaftlich-sozialen, in anderen, den römischen, hinter dem kirchlich-hierarchischen zurück, und so entstanden zwei große internationale Parteien, die sozialdemokratische und das Zentrum, die dem nationalen Gedanken feindlich gegenübertraten. Das zeigte sich zunächst in der Kampfstellung, die die zweite dieser Parteien gegen das Reich einnahm, in dem sogenannten Kulturkampf. Es wiederholten sich hier in modernen Formen die uralten Konflikte zwischen dem souveränen Staat und der gleichfalls die Souveränität beanspruchenden Kirche, und es leuchtet ein, daß die ruhige und stetige Ausgestaltung des Reiches durch sie nicht wenig erschwert wurde. Auch nach ihrer Beilegung verharrten die meisten Anhänger jener Partei in einer grundsätzlich unfreundlichen Haltung gegenüber den im nationalen Interesse erhobenen Forderungen des Staates. Dazu kamen die Widerstände des süddeutschen, in Baiern klerikal, in Württemberg demokratisch gearteten Partikularismus, der sich zeitweilig zu unerquicklichen Reibungen mit dem wegen seiner „Schneidigkeit" unbeliebten Preußentum steigerte. Die andere internationale Partei, die sozialdemokratische, gewann eine außerordentlich rasche Verstärkung durch das riesige Wachstum der Bevölkerung, das bei der über Erwarten schnell fortschreitenden Industrialisierung Deutschlands vor allem dem Einfluß der handarbeitenden Klasse zugute kam; es konnte gewiß nicht von Vorteil für die Interessen des Deutschtums sein, daß mit der Ausbreitung des Fabrikbetriebs eine gewaltige Einwanderung polnischer Arbeiter und jüdischer Händler verbunden war. Der hieraus immer deutlicher erwachsenden Gefährdung der Ostmarken des Reiches trat die Regierung mit dem großzügig entworfenen Ansiedlungsgesetz, einer Wiederaufnahme der inneren Kolonisation der früheren Hohenzollernfürsten, entgegen, machte aber, vom Reichstag mehr gehemmt als gefördert, einen zu schwachen Gebrauch davon, so daß es zu keinen durchgreifenden Wirkungen kommen konnte.

Wie gering der nationalpolitische Sinn im deutschen Volk entwickelt ist, das zeigte sich wie hier auch in der auffallenden Langsamkeit, mit der sich das Verständnis für die Notwendigkeit, Kolonien zu erwerben, einstellte, sowie darin, daß der Ausbau der deutschen Kriegsmarine mit dem raschen Wachstum unserer Handelsflotte und unserer überseeischen Belange bei weitem nicht Schritt hielt. In all diesen Beziehungen war die politische Einsicht im Volke zu gering, die Widerstände im Reichstag gegen die Absichten der Regierung zu groß.

Auch das gesellschaftliche Leben zeigte ein vom nationalen Gesichtspunkt unerfreuliches Bild: in den höheren und mittleren Schichten

der Gesellschaft trat eine neue Überschwemmung mit französischer Mode ein, der jüdische Einfluß durchsetzte und zersetzte in wachsendem Grade alle Zweige des kulturellen Lebens.

Das monarchische Gefühl zwar verstärkte sich besonders in den mittleren Schichten des gediegenen Bürgertums, aber die patriotische Gesinnung war in Deutschland nicht immer und überall so selbstverständlich wie in anderen Völkern. Das war um so schlimmer, als Deutschland nun Zeiten erleben sollte, in denen es ihrer mehr als je bedurft hätte. Denn der am 20. März 1890, dem schwärzesten Tag unserer Geschichte, erzwungene Rücktritt Bismarcks vom Amte des Reichskanzlers hätte unbedingt an dem einmütigen Widerspruche des gesamten deutschen Volkes scheitern müssen; da war es des Volkes Pflicht, Wilhelm II. mit dem Worte Wilhelms I. zu antworten: „Niemals!" Ein Volk, das den Schöpfer seiner nationalen Einheit und Größe so schmählich davonjagen läßt, bereitet sich sein Verderben selbst und hat im Weltkrieg nur geerntet, was es gesät hat. Der ungeheure wirtschaftliche Aufschwung aber, das Erbe der Bismarckschen Zeit, der Deutschland in den nächsten Jahren fast wider Willen zur Weltmacht werden ließ, mußte ihm früher oder später den Entscheidungskampf mit England aufdrängen, das galt es klar zu erkennen und alles Denken und Handeln auf diese unerbittliche Notwendigkeit einzustellen. Das mußte das Lebensgesetz jedes einzelnen im Volke und vor allem der Regierung des Reiches sein. Mit jedem anderen Volke konnte England einen Ausgleich widerstreitender Interessen finden, mit uns nicht. Denn „nur die deutsche Nation hat sich neben den Angelsachsen so entwickelt, daß sie zahlreich und innerlich stark genug erschien, um auch für ihren Volksgedanken Anspruch auf ein entscheidendes Mitgestaltungsrecht am kommenden Weltalter zu erheben". Dieses Recht konnte Deutschland nur dann gewinnen, wenn es erreichte, was sein höchstes Ziel sein mußte: die Freiheit der Meere; aber gerade diese kann England unter keinen Umständen zugestehen, wenn anders es seine Weltstellung behaupten will, denn die beruht einzig und allein auf der Herrschaft über die Meere. Der Gegensatz war unversöhnlich, der Krieg unausbleiblich. Die Schicksalsfrage unseres Volkes war es nun, ob wir fähig, d. h. nationalpolitisch reif waren, unser Recht durchzusetzen, ob das Reich der Ausdruck der nationalen Kräfte war.

Dreierlei belastete uns schwer: die Verspätung unseres Eintritts in die Reihe der Weltmächte, das in den industriellen Arbeitermassen herrschende Übergewicht der internationalen Ideen über die völkischen und die inneren Mängel unseres Volkscharakters. Die beiden ersten Punkte wären durch eine geschickte Politik auszugleichen gewesen, der dritte hat den großen Kampf gegen uns entschieden.

Der stärkste dieser Mängel ist der an Gefühl für große gemeinsame Dinge: wir vermögen nicht das Trennende hinter das Einigende zurückzustellen. Es fehlt uns das instinktive Interesse an der Welt um uns her unter dem Gesichtspunkt des politischen Begreifens, das Bewußtsein, daß es sich bei allen großen Entscheidungen in der Welt, mögen sie sich in unserer Nachbarschaft oder jenseits des Weltmeers zutragen, mögen wir tätig daran mitwirken oder nur davon in der Zeitung lesen, auch um unsere nationalen Angelegenheiten handelt, die Erkenntnis, daß wir unsere gesamte Anschauung der Weltgeschehnisse auf den Blickpunkt unserer völkischen Belange einstellen müssen. Für ein Weltvolk ist solches Denken selbstverständlich, uns liegt es fern. Für die Entwicklung der Völker aber gibt es keinen Stillstand, sondern nur Aufstieg oder Niedergang. Dem Engländer ist es selbstverständlich, daß er einen angemessenen Teil seiner Kraft und seines Vermögens in den Dienst des nationalen Gedankens stellt. Uns fehlt diese Bereitschaft des einzelnen für das Allgemeininteresse und die Weite des Blicks. Unsere Einsicht, unser Verantwortlichkeitsgefühl und unsere Bereitschaft zu persönlichen Opfern für die Forderungen des nationalen Gedankens sind noch sehr gering entwickelt. Uns mangelt die Willensstärke des nationalen Instinkts, uns fehlt der weltpolitische Sinn. Große Handelsziffern allein machen noch lange kein Weltvolk. Weil Deutschland sozusagen über Nacht zu einer Weltmacht geworden war, meinten wir, auch ein Weltvolk zu sein. Das war aber ein großer Irrtum: wir entrieten des dazu nötigen Geistes. Ein Zeugnis für viele: das deutsche Volk hat im Jahre 1912 für Heer und Flotte auf den Kopf der Bevölkerung 19,20 Mk. aufgewendet, für Branntwein, Bier und Wein aber über 62 Mk.; rechnet man noch den Tabak hinzu, so kommt viermal soviel wie für die Wehrmacht heraus.

Nationale Erkenntnis und nationales Wollen, das entschlossene Wollen eines großen und einheitlichen völkischen Pflichtgefühls — die sind es, die uns fehlen, deren wir aber bedürfen, wenn wir als Nation eine Zukunft haben wollen.

Das Reich war die Schöpfung eines staatsmännischen Riesen für ein Volk, das seinen Maßen nicht entsprach; er hob ein Kind in den Sattel, das nicht reiten konnte. Das Reich war das politische Gebilde eines sein Jahrhundert überragenden Geistes, nicht der Ausdruck der nationalen Kräfte des deutschen Volkes. Diese herrschen nicht in Deutschland, da herrschen die drei internationalen Mächte: der römische Ultramontanismus, die proletarisch-revolutionäre Sozialdemokratie und der jüdische Kapitalismus: schwarz-rot-gold! Ihr Bund hat das Reich zerstört.

Ist ein Wiederaufbau möglich? Das ist die Frage, die heute die

Herzen aller guten Deutschen beschäftigt. Die Antwort muß lauten: er ist nur dann möglich, wenn es gelingt, das deutsche Volk mit nationalpolitischem Geiste zu erfüllen. Die Worte, die Ernst Moritz Arndt im Jahre 1814 schrieb, können heute mit gleichem Rechte wiederholt werden: „Immer gilt noch mit Recht die Klage, daß wir nicht politisch genug sind. Damit wir das immer mehr werden, dafür muß jeder redliche Deutsche denken und streben und auf seine Weise den Kampf durchkämpfen helfen, der nicht allein auf Schlachtfeldern entschieden werden kann." Mit den letzten Worten gibt uns der treue Vaterlandsfreund einen wertvollen Fingerzeig und eine stärkende Hoffnung. Über das Schicksal unseres Volkes ist nicht durch den Weltkrieg endgültig entschieden worden, das kann nur durch den Geist unseres Volkes selbst geschehen. Erziehung muß ihm geben, was Natur ihm versagt hat: nationale Einsicht und nationales Wollen. Aber nicht die Schule ist die geeignete Lehrerin: man lernt zwar Geschichte, aber nicht aus der Geschichte; die Schule kann pflegen und entwickeln, aber nicht schaffen. Das kann nur das Haus, die Familie, der heilige heimische Herd.

Was uns zu einer schöneren Zukunft helfen kann, in der das Deutschtum in der Welt gilt, was es zu gelten fordern darf, ist einzig und allein das wahrhaft deutsche Haus. Wenn Vater und Mutter vom ersten Tage an an ihrem deutschen Kinde ihre deutsche Pflicht tun, dann wird sie wachsen und stark werden, die herrliche Pflanze: der nationale Gedanke. Und wenn dann der Jüngling hinaustritt ins Leben, wird dieses ihn lehren, was einzig ihn adelt: daß aus dem nationalen Gedanken wachse die deutsche Tat.

Sachverzeichnis.

Abbt, Th. 72.
Adalbert von Bremen 19.
Adolf von Schaumburg 25.
Agnes von Poitiers 19.
Akkon 25.
Albrecht I. 31. 32.
Albrecht II. 43.
Albrecht Achilles, Markgraf von Brandenburg 44.
Albrecht der Bär 23.
Albrecht von Mecklenburg, König von Schweden 39.
Amselfeld 45.
Amsterdam 67.
Anagni 31.
Anno von Köln 19.
Ansiedlungsgesetz 96.
Aribo von Mainz 16.
Ariovist 6. 12.
Armenien 26.
Armin 6. 7. 12.
Arndt, E. M. 78. 79. 99.
Askanier 24 Anm.
Athen 62.
Aufklärung 70. 73. 74. 77. 84.
Augsburg 54. 55. 56. 59.
August der Starke 64. 69.
Avignon 38.

Bach, J. S. 69.
Baden 92.
Bähr, George 69.
Baiern 15. 60. 64. 71. 85. 92.
Balkanhalbinsel 62.
Balten, Baltenländer 35. 57. 64. 69.
Bandel, E. von 85.
Basel 43. 46. 54. 75.
Bauernkrieg 52.
Beamtenstaat 13.
Beamtentum 66.
Beatrix von Tuscien 19.
Becker, Nikolaus 84.
Bethoven, L. v. 83.
Befreiungshalle bei Kelheim 85.
Belgrad 66.
Belle Alliance 80.
Bergen 35.
Berlin 68. 77. 79. 86. 94.
Berthold von Henneberg, Erzbischof von Mainz 44. 46.
Biedermann, K. 85.
Bildung, s. Deutsche Bildung, Menschheitsbildung.
Bismarck 53. 54. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 97. 98.
Blücher 78.
Böhmen 42. 58.
Bonifatius 9.
Bonifaz VIII. 31.
Bornhövede 28.
Bourges 43.
Bouvines 28.
Brandenburg 60. 61.
Braunschweig, Herzog von 78.
Bremen 65.
Breslau 35.
Briten, s. England.
Brügge 35.
Bund, s. Deutscher Bund, Norddeutscher Bund, Preußischer Bund, Deutscher Fürstenbund.
Bundesakte, s. Deutsche Bundesakte.
Bundesreform 91.
Bundesstaat 13. 86. 87. 95.
Bundestag 81 88. 89. 91.
Bundesverfassung 80. 81.
Burgund 16. 45.
Burschenschaft, s. Deutsche Burschenschaft.
Byzanz 26.

Cäsar 6.
Chlodowech 8.
Chlotar II. 9.
Christentum 8. 9. 38.
Christian I., König von Dänemark 40.
Christian von Buch, Erzbischof von Mainz 23.

Cid 30.
Cypern 26.

Dagobert 9.
Dahlmann 86.
Dampfschiffahrt 82.
Dänemark, Dänen 13. 23. 28. 36. 40. 58. 64. 66. 85. 90. 93.
Danzig 41. 53.
Defensor pacis 32.
Deutsche Bildung 72.
Deutsche Bundesakte 80.
Deutsche Burschenschaft 81. 85
Deutsche Dichtung 24. 29. 47. 68. 73. 74. 79. 81. 83. 89.
Deutsche Kunst 47. 68. 69. 83. 85. 88.
Deutsche Musik 68. 73. 83. 89.
Deutsche Nation 47. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 57. 58. 60. 67. 69. 70. 71. 72. 74. 75. 77. 78. 82. 85. 93. 95. 97. 98.
Deutsche Nationalversammlung 52. 86.
Deutscher Bund 80.
Deutscher Fürstenbund 71.
Deutscher Nationalverein 89.
Deutscher Orden 37. 40. 41. 46. 64.
Deutsches Nationaltheater 74.
Deutsches Parlament 86. 87. 89. 91.
Deutsche Sprache 11. 33. 53. 54. 58. 68. 83.
Deutsches Reich 10. 12. 19. 26. 42. 51. 71. 74. 93. 94. 96. 97.
Deutsche Wissenschaft 83. 88.
Deutsche Zeitung 84.
Deutschheit 74.
Deutschland 15. 26. 28. 30. 31. 34. 38. 40. 47. 49. 51. 52. 55. 56. 57. 59. 60. 61. 63. 64. 65. 67. 69. 71. 73. 75. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 95. 97.
Deutsch-östreichisches Bündnis 95.
Dichtung, s. Deutsche Dichtung.
Döffingen 35.
Dörnberg 78.
Dove 83.
Dreibund 95.
Dreikaiserverhältnis 95.
Dreißigjähriger Krieg 57. 61. 69. 75. 82.
Dresden 69. 83.
Dualismus 60. 70. 91.

Eberhard von Württemberg 34.
Eduard III. von England 32.
Egerer Landfriede 35. 44.
Eidechsenbund 41.
Eider 28.
Einheit, Einheitsstaat 13. 30. 34. 46. 55. 56. 57. 69. 77. 81. 82. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94.
Einzelstaaten 46. 60. 65. 70. 72. 81.
Eisenbahn 82.
Elisabeth, Königin von England 58.
Elsaß 63. 69. 80.
Enea Silvio Piccolomini 43.
England, Engländer 19. 24. 28. 30. 32. 34. 36. 39. 40. 57. 58. 63. 66. 67. 69. 82. 95. 97. 98.
Erblichkeit 9. 13. 16. 17. 18. 25. 75.
Erich Menved, König von Dänemark 36.
Ermland 41.
Estland 57.
Eugen von Savoyen 65. 66.

Februarrevolution 86.
Fehrbellin 61.
Ferdinand I. 56.
Ferdinand II. 69.
Fichte 78. 79. 83.
Flandern 28.
Föderative Staatsform 13. 46. 87.
Franken 8. 15.
Frankfurt 58. 84. 87. 88.
Frankreich (s. auch Franzosen) 19. 28. 29. 30. 31. 32. 34. 55. 61. 63. 67. 72. 75. 76. 84. 89. 92. 95.
Franz I., König von Frankreich 49.
Franz II., Kaiser von Östreich 77.
Franzosen (s. auch Frankreich) 17. 21. 30. 33. 59. 62. 64. 65. 67. 75. 93.
Französische Revolution 74.
Freytag, G. 89.
Friedrich I. Rotbart, deutscher Kaiser 18. 22. 24. 25. 26. 27. 33. 80. 87. 93.
Friedrich II., deutscher Kaiser 28.
Friedrich II. der Große 69. 70. 71. 72. 73. 75 76. 86. 88. 94.
Friedrich III., deutscher Kaiser 14 Anm., 43 44. 69.
Friedrich V. von der Pfalz 58.
Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen 46.
Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, s. Großer Kurfürst.
Friedrich Wilhelm I., König in Preußen 65. 66. 68.

Sachverzeichnis.

Abbt, Th. 72.
Adalbert von Bremen 19.
Adolf von Schaumburg 23.
Agnes von Poitiers 19.
Akkon 25.
Albrecht I. 31. 32.
Albrecht II. 43.
Albrecht Achilles, Markgraf von Brandenburg 44.
Albrecht der Bär 23.
Albrecht von Mecklenburg, König von Schweden 39.
Amselfeld 45.
Amsterdam 67.
Anagni 31.
Anno von Köln 19.
Ansiedlungsgesetz 96.
Aribo von Mainz 16.
Arioviſt 6. 12.
Armenien 26.
Armin 6. 7. 12.
Arndt, E. M. 78. 79. 99.
Askanier 24 Anm.
Athen 62.
Aufklärung 70. 73. 74. 77. 84.
Augsburg 54. 55. 56. 59.
Auguſt der Starke 64. 69.
Avignon 38.

Bach, J. S. 69.
Baden 92.
Bähr, George 69.
Baiern 15. 60. 64. 71. 85. 92.
Balkanhalbinſel 62.
Balten, Baltenländer 35. 57. 64. 69.
Bandel, E. von 85.
Baſel 43. 46. 54. 75.
Bauernkrieg 52.
Beamtenſtaat 13.
Beamtentum 66.
Beatrix von Tuscien 19.
Becker, Nikolaus 84.
Bethoven, L. v. 83.
Befreiungshalle bei Kelheim 85.
Belgrad 66.
Belle Alliance 80.
Bergen 35.
Berlin 68. 77. 79. 86. 94.
Berthold von Henneberg, Erzbiſchof von Mainz 44. 46.
Biedermann, K. 85.
Bildung, ſ. Deutſche Bildung, Menſchheitsbildung.
Bismarck 53. 54. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 97. 98.
Blücher 78.
Böhmen 42. 58.
Bonifatius 9.
Bonifaz VIII. 31.
Bornhövede 28.
Bourges 43.
Bouvines 28.
Brandenburg 60. 61.
Braunſchweig, Herzog von 78.
Bremen 65.
Breslau 35.
Briten, ſ. England.
Brügge 35.
Bund, ſ. Deutſcher Bund, Norddeutſcher Bund, Preußiſcher Bund, Deutſcher Fürſtenbund.
Bundesakte, ſ. Deutſche Bundesakte.
Bundesreform 91.
Bundesſtaat 13. 86. 87. 95.
Bundestag 81 88. 89. 91.
Bundesverfaſſung 80. 81.
Burgund 16. 45.
Burſchenſchaft, ſ. Deutſche Burſchenſchaft.
Byzanz 26.

Cäſar 6.
Chlodowech 8.
Chlotar II. 9.
Chriſtentum 8. 9. 38.
Chriſtian I., König von Dänemark 40.
Chriſtian von Buch, Erzbiſchof von Mainz 23.

Cid 30.
Cypern 26.

Dagobert 9.
Dahlmann 86.
Dampfſchiffahrt 82.
Dänemark, Dänen 13. 23. 28. 36. 40. 58. 64. 66. 85. 90. 93.
Danzig 41. 53.
Defensor pacis 32.
Deutſche Bildung 72.
Deutſche Bundesakte 80.
Deutſche Burſchenſchaft 81. 85
Deutſche Dichtung 24. 29. 47. 68. 73. 74. 79. 81. 83. 89.
Deutſche Kunſt 47. 68. 69. 83. 85. 88.
Deutſche Muſik 68. 73. 83. 89.
Deutſche Nation 47. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 57. 58. 60. 67. 69. 70. 71. 72. 74. 75. 77. 78. 82. 85. 93. 95. 97. 98.
Deutſche Nationalverſammlung 52. 86.
Deutſcher Bund 80.
Deutſcher Fürſtenbund 71.
Deutſcher Nationalverein 89.
Deutſcher Orden 37. 40. 41. 46. 64.
Deutſches Nationaltheater 74.
Deutſches Parlament 86. 87. 89. 91.
Deutſche Sprache 11. 33. 53. 54. 58. 68. 83.
Deutſches Reich 10. 12. 19. 26. 42. 51. 71. 74. 93. 94. 96. 97.
Deutſche Wiſſenſchaft 83. 88.
Deutſche Zeitung 84.
Deutſchheit 74.
Deutſchland 15. 26. 28. 30. 31. 34. 38. 40. 47. 49. 51. 52. 55. 56. 57. 59. 60. 61. 63. 64. 65. 67. 69. 71. 73. 75. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 95. 97.
Deutſch-öſtreichiſches Bündnis 95.
Dichtung, ſ. Deutſche Dichtung.
Döffingen 35.
Dörnberg 78.
Dove 83.
Dreibund 95.
Dreikaiſerverhältnis 95.
Dreißigjähriger Krieg 57. 61. 69. 75. 82.
Dresden 69. 83.
Dualismus 60. 70. 91.

Eberhard von Württemberg 34.
Eduard III. von England 32.
Egerer Landfriede 35. 44.
Eidechſenbund 41.
Eider 28.
Einheit, Einheitsſtaat 13. 30. 34. 46. 55. 56. 57. 69. 77. 81. 82. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94.
Einzelſtaaten 46. 60. 65. 70. 72. 81.
Eiſenbahn 82.
Eliſabeth, Königin von England 58.
Elſaß 63. 69. 80.
Enea Silvio Piccolomini 43.
England, Engländer 19. 24. 28. 30. 32. 34. 36. 39. 40. 57. 58. 63. 66. 67. 69. 82. 95. 97. 98.
Erblichkeit 9. 13. 16. 17. 18. 25. 75.
Erich Menved, König von Dänemark 36.
Ermland 41.
Eſtland 57.
Eugen von Savoyen 65. 66.

Februarrevolution 86.
Fehrbellin 61.
Ferdinand I. 56.
Ferdinand II. 69.
Fichte 78. 79. 83.
Flandern 28.
Föderative Staatsform 13. 46. 87.
Franken 8. 15.
Frankfurt 58. 84. 87. 88.
Frankreich (ſ. auch Franzoſen) 19. 28. 29. 30. 31. 32. 34. 55. 61. 63. 67. 72. 75. 76. 84. 89. 92. 95.
Franz I., König von Frankreich 49.
Franz II., Kaiſer von Öſtreich 77.
Franzoſen (ſ. auch Frankreich) 17. 21. 30. 33. 59. 62. 64. 65. 67. 75. 93.
Franzöſiſche Revolution 74.
Freytag, G. 89.
Friedrich I. Rotbart, deutſcher Kaiſer 18. 22. 24. 25. 26. 27. 33. 80. 87. 93.
Friedrich II., deutſcher Kaiſer 28.
Friedrich II. der Große 69. 70. 71. 72. 73. 75 76. 86. 88. 94.
Friedrich III., deutſcher Kaiſer 14 Anm., 43 44. 69.
Friedrich V. von der Pfalz 58.
Friedrich der Weiſe, Kurfürſt von Sachſen 46.
Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürſt, ſ. Großer Kurfürſt.
Friedrich Wilhelm I., König in Preußen 65. 66. 68.

Friedrich Wilhelm II. 71. 76.
Friedrich Wilhelm IV. 85. 86. 87. 88.
Fürstenbund, s. Deutscher Fürstenbund.
Fürstentum, s. Landesfürstentum, auch Lehnswesen.

Gastein 91.
Gauß, K. 83.
Geibel, E. 89
Geldverkehr 67. 72.
Geldwirtschaft 18. 22. 46.
Gelnhausen 24 Anm.
Germanikus 7.
Germanische Renaissance 83.
Gervinus, G. 84.
Glaubensfreiheit 55. 58. 59. 62.
Gluck, Chr. W. 73.
Gneisenau, A. Graf v. 78.
Goldene Bulle 34.
Goethe 73. 74. 83.
Gotland 35. 46.
Gottesstaat 10.
Gottfried von Lothringen 19.
Gottfried von Viterbo 27.
Göttinger Hain 73.
Gregor VII. (Hildebrand) 20. 21. 49.
Grimm, J. und W. 83. 84.
Großbritannien, s. England.
Großdeutsche 92.
Großer Kurfürst 60. 61. 62. 63.
Groß-Nowgorod 35. 40.
Gustav Adolf 59.

Habsburger 32. 45. 47. 49. 51. 60. 61. 62. 66. 69.
Halle 35. 68.
Hamburg 28. 35. 40. 53. 68. 74. 85.
Händel, G. F. 69.
Hannover 65.
Hanse 35. 36. 37. 39. 40. 46. 53. 58. 64.
Hardenberg, Fürst v. 78.
Hausmacht 33.
Hauspolitik 33.
Haydn, Jos. 73.
Hebbel, Fr 89.
Hegel, G. 83. 88.
Heidelberg 84.
Heilige Schrift 54.
Heiliges römisches Reich deutscher Nation 14. 44.
Heinrich I. 12. 13.
Heinrich II. 16.
Heinrich III. 17. 18. 19. 20.
Heinrich IV. 18. 19. 20. 21. 33.
Heinrich VI. 25. 26. 27. 28.
Heinrich VII. 32.
Heinrich der Löwe 22. 23. 24. 26. 28.
Heinrich Reuß von Plauen 41.
Heliand 11.
Helmholtz, Herm. 83.
Herder 73.
Heringszüge 40.
Hermannsdenkmal 85.
Herzogtum 10. 13.
Hipler, Wendelin 51.
Hoffmann von Fallersleben 84.
Hohenstaufen (Staufer) 21. 22. 25. 26. 27. 29. 32.
Hohenzollern 60. 66. 96.
Holland, Holländer, s. Niederlande, Niederländer.
Hubertusburg 70.
Humanismus 48.
Humanisten 48. 50.
Humboldt, A. von 83.
— W. von 78. 79.
Huß 42. 48.
Hutten 48.

Imperialismus 8. 22.
Innozenz III. 27.
Investiturstreit 20. 21. 22. 23.
Iro-schottische Mönche 9.
Italien, Italiener 13. 14. 15. 16. 17. 22. 24. 28. 30. 33. 37. 65. 74. 91. 93. 95.
Iwan IV. von Rußland 40.

Jahn, Fr. L. 78. 79.
Jakob II., König von Großbritannien 62.
Jakob von Sirck, Erzbischof von Trier 44.
Jena 77.
Jerusalem 37.
Johann XXII. 32.
Jordan, Wilh. 89.
Joseph II. 71.
Journalistik (s. auch Deutsche Zeitung) 84.
Jülich 67.
Junges Deutschland 83.

Kaisersage (s. auch Friedrich I.) 28.
Kaisertum 10. 14. 15. 16. 22. 24. 27. 28. 29. 30. 33. 51. 57. 58. 67. 86. 93.
Kant 66.

Kapetinger 31.
Kapitalismus 98.
Kapitularien 11.
Karl II., König von Spanien 64.
Karl IV., deutscher Kaiser 33.
Karl V. 48. 49. 50. 51. 53. 54. 55. 56. 59. 69.
Karl VI. 66. 67. 69.
Karl VII., König von Frankreich 43.
Karl X., König von Schweden 61.
Karl XII., König von Schweden 64.
Karl August von Sachsen-Weimar 71.
Karl der Große 9. 12. 13. 24.
Karl der Kühne 45.
Karlinge 10. 17. 33.
Karlingische Renaissance 15.
Kärnten 15.
Kasimir IV., König von Polen 41.
Kelten 6.
Kepler, J. 68.
Kirche 10. 12. 21. 23. 26. 38. 42. 50. 81. 96.
Kirchenhoheit 56.
Kirchenreform 38. 42. 43.
Kleist, Ewald von 73.
—, Heinrich von 76.
Klenze, L. v. 85.
Klopstock 73. 74. 78.
Kluniazensische Reform 16. 17.
Kluny 18.
Köln 36. 46. 84.
Kölner Konföderation 36.
Kolonien, Kolonisation 15. 23. 37. 63. 88. 95. 96.
Königgrätz 60. 91. 93.
Königsberg 79.
Königtum 9. 10. 12. 16. 17. 19. 21. 23. 27. 29. 30. 31. 34. 36. 37. 38. 57. 86.
Konrad II. 16. 19. 85.
Konrad III. 21.
Konrad von Wettin 23.
Konstantinopel 45. 66.
Konstanz 22. 42.
Kopenhagen 36.
Krakau 35.
Kreuzfahrer 26.
Kreuzzüge 25. 27. 29.
Kulmerland 41.
Kulturkampf 96.
Kunst, s. Deutsche Kunst.
Kunststraßen 82.
Kurfürsten 31. 32. 33. 34. 42. 44. 49. 50. 77.
Kurland 57.
Kurverein von Rense 32.

Landesfürstentum 23. 24. 31. 34. 35. 36. 44. 45. 47. 51. 52. 53. 55. 56. 57. 62. 63. 69. 75. 76. 87. 92.
Landesherren 18. 30.
Landesherrschaft 27.
Landeshoheit 34. 56. 59.
Landeskirche 42. 43. 52.
Lateinische Sprache 15. 58.
Lausitz 16.
Lautverschiebung 8.
Lechfeld 15.
Legnano 22.
Lehnrecht 47.
Lehnstaat 13.
Lehnswesen 11. 13. 18. 19. 23. 25. 30. 75.
Leibniz, G. W. 68.
Leipzig 68. 80.
Leopold I. 69.
Leopold V. von Östreich 25.
Lessing 73. 74.
Lex Salica 9 Anm.
Liebig, Justus v. 83.
Lindholm 39.
List, Friedrich 82. 84.
Litauen, Litauer 37. 38. 40.
Literatur, s. Schrifttum.
Livland 57.
Lombardei, Lombarden 22. 25.
London 35. 58.
Londoner Protokoll 90.
Lothringen 15. 67. 69. 80.
Lübeck 28. 35. 53. 84.
Ludwig I, König von Baiern 85.
Ludwig XIV., König von Frankreich, 61. 62. 63. 64. 94.
Ludwig der Baier 32. 33.
Ludwig der Deutsche 10.
Ludwig von Baden 65.
Luise, Königin von Preußen 78.
Luneville 75.
Luther 42. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 95.
Lützelburger 32. 33.

Magna charta libertatum 9.
Magyaren 15. 28. 42.
Mailand 66.
Mainz 43. 75.
Mannheim 74.
Marburg 52.

Margarete, Königin von Dänemark 38. 39.
Maria von Burgund 45.
Maria Thereſia 67.
Marienburg 41.
Marlborough 65.
Marſilius von Padua 32.
Marx, Karl 88.
Mauren 30.
Maximilian I. 45. 46. 49.
Mecklenburg 39.
Meißen 69.
Menſchheitsbildung 74.
Merkantilismus 67. 72.
Merowinger 9.
Metternich 81. 86.
Metz 55.
Miniſterialen 16. 18. 21.
Mohacs 62.
Moltke 91.
Monarchie 13. 45. 63.
Mongolen 28.
Monumenta Germaniae historica 83.
Morea 62.
Morgenland 22. 26. 27. 37. 66. 67.
Moritz, Kurfürſt von Sachſen 47. 54. 55. 62. 70.
Moſer, F. K. von 72.
Möſer, J. 73.
Mozart, W. A. 73.
Mühlberg 59.
Mühldorf 32.
Mülhauſen 6.
Mundarten 21.
Münſter 53. 92.
Muſik, ſ. Deutſche Muſik.

Näfels 35.
Nantes 62.
Napoleon I. 75. 76.
Napoleon III. 89. 91. 93.
Nation, ſ. Deutſche Nation.
Nationalbewußtſein 5. 15. 29. 32. 33. 75. 76. 78. 85. 87.
Nationale Einheit 13. 15. 21.
Nationale Monarchie 20.
Nationale Politik 17. 19. 71.
Nationaler Gedanke 5. 6. 9. 25. 35. 49. 51. 56. 62. 64. 65. 77. 84. 85. 86. 89. 91. 96. 98. 99.
Nationalgefühl 5. 7. 8. 11. 13. 14. 15. 17. 21. 23. 24. 28. 29. 30. 33. 42. 47. 48. 52. 70. 71. 77. 79. 80. 84. 89. 93. 95.
Nationalismus 21. 74.
Nationalkirche 16. 43. 50. 52.
Nationalism 5. 47. 49 f. 51. 72. 76 78. 79. 80. 85. 96. 99.
Nationalſtaat 8. 14. 50. 53. 77. 78. 80. 92.
Nationalſtolz 5. 13. 26. 95.
Nationaltheater, ſ. Deutſches Nationaltheater.
Nationalverein, ſ. Deutſcher Nationalverein.
Nationalverſammlung, ſ. Deutſche Nationalverſammlung.
Naturalwirtſchaft 18. 22. 46.
Neapel 30. 66.
Neues Teſtament 54.
Neuhumanismus 74. 78.
Nibelungenlied 29.
Niederlande 39. 40. 55. 54. 57. 69. 71. 80.
Niederländer 36. 40. 46. 53. 57. 67.
Nikolaus V., Papſt 43.
Nikopoli 45.
Norddeutſcher Bund 92.
Norddeutſcher Reichstag 92.
Nordiſcher Krieg 64. 65.
Nordſee 36.
Normannen 17.
Norwegen 36. 46.
Notker der Deutſche 21.
Nürnberg 47.
Nürnberger Landfriede 44.

Ofen 62.
Oldenburg 40. 66.
Olmütz 88.
Orden, ſ. Deutſcher Orden.
Orient, ſ. Morgenland.
Orientaliſche Frage 66.
Oſtende 67.
Oſterlinge 35.
Oſtfranken 10.
Oſtfriesland 72.
Oſtpreußen 42.
Öſtreich 60. 65. 66. 67. 71. 74. 75. 78. 80. 81. 85. 87. 88. 89. 90. 91. 93. 94. 95.
Oſtſee 28. 36. 37. 39. 40. 42. 53. 57. 58. 64. 69.
Otfried 9 Anm. 11.
Otto I. 13. 14. 15. 16. 17. 24. 34.
Otto II. 15.
Otto III. 15. 26.
Ottoniſche Renaiſſance 16.

Otto von St. Blaſien 26.
Oudenaarde 64.

Palermo 20.
Papſttum 9. 16. 19. 20. 30. 31. 32. 33. 38. 42. 50. 54.
Papſtwahldekret 19.
Paris 15. 72. 76. 86. 93.
Parlament, ſ. Deutſches Parlament.
Partikularismus 7. 13. 14. 15. 20. 24. 29. 44. 45. 52. 54. 57. 75. 81. 82. 88. 92. 96.
Paſſarowitz 66.
Paſſau 56.
Peter I. der Große 64.
Peterhof in Nowgorod 40.
Petrus Waldus 48.
Pfahlbürgertum 34.
Pfalz 58.
Pfizer, P. 85.
Philipp IV. der Schöne 31.
Pippin der Jüngere 12.
Piſa 42.
Podiebrad, König von Böhmen 44.
Polen 37. 38. 40. 41. 42. 61. 64. 66. 74. 75.
Politiſche Fähigkeit, politiſcher Sinn 5. 6. 11. 13. 21. 32. 35. 36. 37. 39. 46. 54. 73. 79. 84. 91. 92. 96. 97. 98.
Polniſcher Erbfolgekrieg 67.
Poltawa 64.
Pommern 61. 64. 65. 67.
Prag 58. 95.
Pragmatiſche Sanktion 67.
Peſſe 88. 93.
Preußen 37. 41. 60. 61. 63. 65. 66. 67. 68. 70. 71. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94.
Preußiſche Bank 72.
Preußiſcher Bund 41.
Preußiſcher Dichterverein 73.
Preußiſcher Kirchenſtreit 82.
Puſendorf, Samuel Frhr. v. 59. 68. 75.

Radikale 92.
Raubkriege 63 f.
Rauch, Chr. 89.
Rechtsweſen 11. 45. 83.
Reformation 47. 48. 49. 50. 52. 55. 57. 75.
Reformierte 56.
Reich, ſ. Deutſches Reich, Deutſchland uſw.
Reichsbeamte 13. 16. 18.
Reichsdeputationshauptſchluß 75.
Reichsfürſten, ſ. Landesfürſtentum.
Reichsgeſetze 34. 67.
Reichsgewalt 32. 36. 37. 38. 43. 44. 52.
Reichsheer 44. 65. 69.
Reichskammergericht 46.
Reichskirche 9. 13. 14.
Reichskreiſe 46.
Reichsmatrikel 46.
Reichsrechte (ſ. auch Rechtsweſen, Reichsverfaſſung uſw.) 28.
Reichsreform 39. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 50. 51. 71.
Reichsregiment 46.
Reichsſtädte 45.
Reichsſteuer 44. 46. 51.
Reichstag 34. 45. 56. 59. 77. 95. 96.
Reichsverfaſſung 13. 25. 27. 28. 31. 37. 43 45. 59. 71. 75. 87; ſ. auch Verfaſſung.
Reichsverwaltung 34. 44.
Reinald von Daſſel 23.
Reisweik 63.
Renaiſſance, ſ. Germaniſche, Karlingiſche, Ottoniſche Renaiſſance, Humaniſten.
Reſervatrechte 13.
Reſtitutionsedikt 58.
Reutlingen 34.
Reval 35.
Rheinbund 76.
Rheingrenze 6. 75. 84.
Ricardo, David 88.
Richard Löwenherz 25.
Richter, Ludwig 83.
Riehl, W. H. von 89.
Rietſchel, Ernſt 89.
Ritter, Rittertum 21. 26. 35. 41. 53.
Ritter, Karl 83.
Rom 16. 29. 31. 32. 38. 48. 49. 50. 56.
Romanismus 48. 58.
Romantik 78. 83.
Römer 6. 7.
Römiſches Recht 47. 56.
Römiſches Reich 10. 14.
Ronkaliſche Felder 24.
Roon, A. v. 91.
Roßbach 70. 72. 73.
Rückert, Fr. 73.
Rudau 37.
Rudolf von Schwaben 20.
Rügen 65.

Margarete, Königin von Dänemark 38. 39.
Maria von Burgund 45.
Maria Thereſia 67.
Marienburg 41.
Marlborough 65.
Marſilius von Padua 32.
Marx, Karl 88.
Mauren 30.
Maximilian I. 45. 46. 49.
Mecklenburg 39.
Meißen 69.
Menſchheitsbildung 74.
Merkantilismus 67. 72.
Merowinger 9.
Metternich 81. 86.
Metz 55.
Miniſterialen 16. 18. 21.
Mohacs 62.
Moltke 91.
Monarchie 13. 45. 65.
Mongolen 28.
Monumenta Germaniae historica 83.
Morea 62.
Morgenland 22. 26. 27. 37. 66. 67.
Moritz, Kurfürſt von Sachſen 47. 54. 55. 62. 70.
Moſer, F. K. von 72.
Möſer, J. 73.
Mozart, W. A. 73.
Mühlberg 59.
Mühldorf 32.
Mülhauſen 6.
Mundarten 21.
Münſter 53. 92.
Muſik, ſ. Deutſche Muſik.

Näfels 35.
Nantes 62.
Napoleon I. 75. 76.
Napoleon III. 89. 91. 93.
Nation, ſ. Deutſche Nation.
Nationalbewußtſein 5. 15. 29. 32. 33. 75. 76. 78. 85. 87.
Nationale Einheit 13. 15. 21.
Nationale Monarchie 20.
Nationale Politik 17. 19. 71.
Nationaler Gedanke 5. 6. 9. 25. 35. 49. 51. 56. 62. 64. 65. 77. 84. 85. 86. 89. 91. 96. 98. 99.
Nationalgefühl 5. 7. 8. 11. 13. 14. 15. 17. 21. 23. 24. 28. 29. 30. 33. 42. 47. 48. 52. 70. 71. 77. 79. 80. 84. 89. 93. 95.
Nationalismus 21. 74.
Nationalkirche 16. 43. 50. 52.
Nationalsinn 5. 47. 49 f. 51. 72. 76 78. 79. 80. 85. 96. 99.
Nationalſtaat 8. 14. 50. 53. 77. 78. 80. 92.
Nationalſtolz 5. 13. 26. 95.
Nationaltheater, ſ. Deutſches Nationaltheater.
Nationalverein, ſ. Deutſcher Nationalverein.
Nationalverſammlung, ſ. Deutſche Nationalverſammlung.
Naturalwirtſchaft 18. 22. 46.
Neapel 30. 66.
Neues Teſtament 54.
Neuhumanismus 74. 78.
Nibelungenlied 29.
Niederlande 39. 40. 53. 54. 57. 69. 71. 80.
Niederländer 36. 40. 46. 53. 57. 67.
Nikolaus V., Papſt 43.
Nikopoli 45.
Norddeutſcher Bund 92.
Norddeutſcher Reichstag 92.
Nordiſcher Krieg 64. 65.
Nordſee 36.
Normannen 17.
Norwegen 36. 46.
Notker der Deutſche 21.
Nürnberg 47.
Nürnberger Landfriede 44.

Ofen 62.
Oldenburg 40. 66.
Olmütz 88.
Orden, ſ. Deutſcher Orden.
Orient, ſ. Morgenland.
Orientaliſche Frage 66.
Oſtende 67.
Oſterlinge 35.
Oſtfranken 10.
Oſtfriesland 72.
Oſtpreußen 42.
Öſtreich 60. 65. 66. 67. 71. 74. 75. 78. 80. 81. 85. 87. 88. 89. 90. 91. 93. 94. 95.
Oſtſee 28. 36. 37. 39. 40. 42. 53. 57. 58. 64. 69.
Otfried 9 Anm. 11.
Otto I. 13 14. 15. 16. 17. 24. 34.
Otto II. 15.
Otto III. 15. 26.
Ottoniſche Renaiſſance 16.

Otto von St. Blaſien 26.
Oudenaarde 64.

Palermo 20.
Papſttum 9. 16. 19. 20. 30. 31. 32. 33. 38. 42. 50. 54.
Papſtwahldekret 19.
Paris 15. 72. 76. 86. 93.
Parlament, ſ. Deutſches Parlament.
Partikularismus 7. 13. 14. 15. 20. 24. 29. 44. 45. 52. 54. 57. 75. 81. 82. 88. 92. 96.
Paſſarowitz 66.
Paſſau 56.
Peter I. der Große 64.
Peterhof in Nowgorod 40.
Petrus Waldus 48.
Pfahlbürgertum 34.
Pfalz 58.
Pfizer, P. 85.
Philipp IV. der Schöne 31.
Pippin der Jüngere 12.
Piſa 42.
Podiebrad, König von Böhmen 44.
Polen 37. 38. 40. 41. 42. 61. 64. 66. 74. 75.
Politiſche Fähigkeit, politiſcher Sinn 5. 6. 11. 13. 21. 32. 35. 36. 37. 39. 46. 54. 73. 79. 84. 91. 92. 96. 97. 98.
Polniſcher Erbfolgekrieg 67.
Poltawa 64.
Pommern 61. 64. 65. 67.
Prag 58. 95.
Pragmatiſche Sanktion 67.
Peſſe 88. 93.
Preußen 37. 41. 60. 61. 63. 65. 66. 67. 68. 70. 71. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94.
Preußiſche Bank 72.
Preußiſcher Bund 41.
Preußiſcher Dichterverein 73.
Preußiſcher Kirchenſtreit 82.
Puſendorf, Samuel Frhr. v. 59. 68. 75.

Radikale 92.
Raubkriege 63 f.
Rauch, Chr. 89.
Rechtsweſen 11. 45. 83.
Reformation 47. 48. 49. 50. 52. 55. 57. 75.
Reformierte 56.
Reich, ſ. Deutſches Reich, Deutſchland uſw.
Reichsbeamte 13. 16. 18.
Reichsdeputationshauptſchluß 75.
Reichsfürſten, ſ. Landesfürſtentum.
Reichsgeſetze 34. 67.
Reichsgewalt 32. 36. 37. 38. 43. 44. 52.
Reichsheer 44. 65. 69.
Reichskammergericht 46.
Reichskirche 9. 13. 14.
Reichskreiſe 46.
Reichsmatrikel 46.
Reichsrechte (ſ. auch Rechtsweſen, Reichsverfaſſung uſw.) 28.
Reichsreform 39. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 50. 51. 71.
Reichsregiment 46.
Reichsſtädte 45.
Reichsſteuer 44. 46. 51.
Reichstag 34. 45. 56. 59. 77. 95. 96.
Reichsverfaſſung 13. 25. 27. 28. 31. 37. 43. 45. 59. 71. 75. 87; ſ. auch Verfaſſung.
Reichsverwaltung 34. 44.
Reinald von Daſſel 23.
Reisweik 63.
Renaiſſance, ſ. Germaniſche, Karlingiſche, Ottoniſche Renaiſſance, Humaniſten.
Reſervatrechte 13.
Reſtitutionsedikt 58.
Reutlingen 34.
Reval 35.
Rheinbund 76.
Rheingrenze 6. 75. 84.
Ricardo, David 88.
Richard Löwenherz 25.
Richter, Ludwig 83.
Riehl, W. H. von 89.
Rietſchel, Ernſt 89.
Ritter, Rittertum 21. 26. 35. 41. 53.
Ritter, Karl 83.
Rom 16. 29. 31. 32. 38. 48. 49. 50. 56.
Romanismus 48. 58.
Romantik 78. 83.
Römer 6. 7.
Römiſches Recht 47. 56.
Römiſches Reich 10. 14.
Ronkaliſche Felder 24.
Roon, A. v. 91.
Roßbach 70. 72. 73.
Rückert, Fr. 73.
Rudau 37.
Rudolf von Schwaben 20.
Rügen 65.

Russen, Rußland 40. 46. 57. 64. 65. 66. 75. 91.

Sachsen 9. 11. 15. 20. 60, 64. 82. 85.
Sachsenspiegel 29.
St Germain 62.
Sängerfeste 84. 85.
Sardinien 66. 89.
Savonarola 48.
Scharnhorst, G. J. D. v. 78.
Scheffel, J. V. v. 89.
Schill, Ferd. v. 78.
Schiller 73. 74. 76. 89.
Schleiermacher, Ernst 78.
Schlesien 47. 62. 67.
Schleswig-Holstein 40. 46. 85. 87. 88. 90. 91.
Schlözer, A. L. von 73.
Schmalkaldischer Krieg 54.
Schneckenburger, Max 84.
Schnellposten 82.
Schönbrunn 76.
Schonen 40. 46.
Schrifttum 21. 29. 58. 72. 85. 88.
Schubart, Chr. Fr. 72.
Schütz, Heinrich 68.
Schwaben 15.
Schwäbischer Städtebund 34.
Schwarzenberg, Fürst 87.
Schweden 39. 46. 58. 61. 64. 66.
Schweiz 35. 45. 54. 69. 76.
Schwind, M. von 83.
Sedan 93.
Seehandlung, Preußische 72.
Seligenstadt 16.
Sempach 35.
Siebenjähriger Krieg 71.
Sigmund, deutscher Kaiser, 41. 42. 43. 44. 45.
Simonie 42.
Sizilien 25.
Skandinavien 40. 53.
Slawen 13. 15. 23. 29.
Souveränität 96; s. auch Landeshoheit.
Sozialdemokratie 88. 96. 98.
Spanien 55. 64. 66.
Spanischer Erbfolgekrieg 64.
Speyer 52.
Spiritualen 32.
Sprache, s. Deutsche Sprache.
Sprachgesellschaften 68.
Staat 6. 9. 11. 12. 14. 18. 20. 22. 29. 34. 36. 45. 50. 57. 61. 62. 63. 65. 66. 70. 72. 74. 77. 78. 79. 80. 81. 83. 87. 96.
Staatsbeamte 18.
Staatsgesinnung 63.
Staatsgewalt 12. 13. 30. 43. 49.
Staatsordnung 12. 44. 48. 57.
Städte 13. 18. 19. 27. 31. 32. 34. 35. 36. 37. 39. 40. 41. 44. 45. 47. 58.
Stael, Frau von 73.
Stahlhof zu London 35. 58.
Stammesstaat 8. 12. 13. 15.
Staufer, s. Hohenstaufen.
Stein, Freiherr vom 51. 78. 79. 83.
Stettin 65.
Stockholm 39. 65.
Storm, Theodor 89.
Stralsund 36. 58.
Straßburg 54. 62. 63. 64.
Sturm und Drang 74.
Swinemünde 72.

Tacitus 7.
Tannenberg 41.
Territorien 11. 19. 23. 26. 44. 47 59. 71; s. auch Einzelstaaten.
Teutoburger Wald 7. 85.
Teutoni (Teutones) 15.
Teutonica patria 19.
Theodorich (Theoderich d. Gr.) 8.
Theudebert I. 8.
Thomasius 68.
Thorn 41.
Tiberius 7.
Tilsit 77.
Toul 55.
Treitschke, Heinr. von 89
Tschechen 41. 42. 48.
Tugendbund 79.
Türkei, Türken 45. 46. 53. 62. 64.

Uhland 83. 86.
Ukraine 64.
Ultramontanismus 81. 92. 98.
Ungarn 17. 62. 66.
Union von Kalmar 38.
Union, preußische 88.
Universalismus siehe Weltherrschaft, Weltherrschaftsidee.
Universitäten 47. 68. 79. 81. 82.
Urkunden 33. 47.
Utrecht 65.

Varus 7.
Vasallen, Vasallität 11. 12. 18.
Vatikanisches Konzil 93.

Venedig, Venetianer 22. 62.
Verden 65.
Verdun, s. Virten.
Vereine 89.
Verfassung 80. 81. 85. 86. 88. 89. 92; s. auch Reichsverfassung.
Vermögenssteuer 44.
Versailles 80. 93.
Virten (Verdun) 10. 55.
Vitalienbrüder 39.
Völkerwanderung 7.
Volkskirche 9.
Volkslied 35. 47. 55.
Volkssouveränität 86.
Vorpommern 61. 65.

Wagende Kaufleute 40.
Wagner, Richard 89.
Wahlrecht 29. 31. 91. 92. 94.
Waldemar IV. Atterdag 36.
Walhalla 85.
Wallenstein 58.
Waltharilied 16.
Walther von der Vogelweide 27. 29.
Wanderversammlungen 84. 85.
Warendorp, Bruno 36.
Warnemünde 28.
Warschau 61.
Wartburgfest 81.
Weber, K. M. von 83.
Weimar 73. 75. 89.
Weißer Berg 58.
Welfen 22 23. 24. 27. 28. 32. 66.
Welthandel 27. 57. 63. 67. 69. 72.
Weltherrschaftsidee 14. 17. 27. 28. 29. 38. 74.
Weltmacht 97. 98.
Weltpolitik 51. 56.
Weltreich 8. 26. 49. 50. 56.
Weltstellung 27. 32. 57. 60. 69. 90. 97.
Weltverkehr 57.
Weltwirtschaft 67.
Wenzel, deutscher König 34.
Westfälischer Friede 59. 60. 63. 65. 75. 86. 92.
Westpreußen 41.
Wettiner 60. 66.
Wiclif 48.
Wiedertäufer 53.
Wieland 73.
Wien 43. 62. 67. 73. 83. 86.
Wiener Friede 91.
Wiener Kongreß 80. 92.
Wiener Konkordat 43.
Wilhelm I. 97.
Wilhelm II. 97.
Wilhelm III. von Oranien 62. 63.
Winckelmann, J. J. 74.
Wisby 35. 36.
Wissenschaft, s. Deutsche Wissenschaft.
Wittelsbacher 24; Anm. 33. 60. 66.
Wladislaw II. Jagello 38.
Worms 35. 46. 50.
Wormser Edikt 51. 56.
Wormser Konkordat 22. 23.
Wormser Privileg 27. 28.
Wullenweber, Jürgen 53.
Wynfried (Bonifatius) 9.

Zeitung, s. Deutsche Zeitung, Presse.
Zentrum 96.
Zimmermann, J. G. 72.
Zollverein 53 f. 81. 86. 88. 91.
Zünfte 39.
Zwingli 52.
Zwölf Artikel der Bauernschaft 51.

Benutzte Schriften.

Einhart, Deutsche Geschichte. 8. Auflage, Leipzig 1919.
Gebhardt, Handbuch der deutschen Geschichte. 5. Auflage, Stuttgart 1913.
Häusser, Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des Deutschen Bundes. Berlin 1869.
Joachimsen, Vom deutschen Volk zum deutschen Staat. Leipzig 1916.
Kämmel, Deutsche Geschichte. Leipzig 1911.
Kämmel, Werdegang des deutschen Volkes. 3. Auflage, Leipzig 1911.
Meinecke, Weltbürgertum und Nationalstaat. 3. Auflage, München 1915.
Ratzel, Politische Geographie. München und Leipzig 1897.
Rohrbach, Der deutsche Gedanke in der Welt. Leipzig 1912.
Schultheiß, Geschichte des deutschen Nationalbewußtseins. 1. Band, München 1893.
Treitschke, Politik. 2. Auflage, Leipzig 1900.
Weber-Baldamus, Weltgeschichte. 22. Auflage, Leipzig 1914.

This book is due two weeks from the last date stamped below, and if not returned at or before that time a fine of five cents a day will be incurred.

NOV 26 1935

MAR 8 1922

COLUMBIA UNIVERSITY
0026059525